1,70 DM / Band 37
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU

# DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven



# In der Festung des Dschinn

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)




**Band 37**

# *In der Festung des Dschinn*

**Rot. – Alles hier war rot Angefangen von den schweren Brokatvorhängen, die die Wände bedeckten, über die polierten Bodenplatten bis hin zu dem Kissen, auf das die Krieger Scheik Achmed gestoßen hatten. Und auch der Stoffbezug des vor ihm stehenden Thrones war rot, in allen nur denkbaren Schattierungen und Tönen.**

**Es war die Farbe Nizars.**

**Die Farbe frischen Blutes.**

Von der gleichen Farbe war auch der weite Umhang Nizars selbst, der wie eine feiste Kröte auf seinem Thron saß und scheinbar

gedankenverloren mit einem prächtigen Rubin spielte, der an einer langen, goldenen Kette um seinen Hals baumelte. Und obwohl er mit schon übermäßig zur Schau gestellter Teilnahmslosigkeit dahockte und seinen Ring betrachtete, als gäbe es nichts Interessanteres auf der Welt, wirkte diese aufgesetzte Ruhe erschreckender und drohender auf Scheik Achmed als alles, was ihm Nizars Schergen bisher getan hatten. Fast wäre er erleichtert gewesen, hätte Nizar gedroht oder geschrien – oder ihn wenigstens beachtet.

Auch die drei Frauen, die neben dem Thron standen und Achmed keinen Augenblick aus den Augen ließen, trugen rote Gewänder. Nizar schien eine extreme Vorliebe für diese Farbe zu besitzen – und besonders für dieses ganz spezielle Rot. Denn es war nicht das strahlende Rot der aufgehenden Sonne oder ehrfurchtgebietendes Purpur, sondern das dunkle, satte Rot vergossenen Blutes. So wie alles in diesem Raum mit Blut geschwängert zu sein schien. Selbst die schwülwarme Luft, die zwischen den Vorhängen hindurchwehte, brachte den bedrückenden, süßlichen Geruch von Tod und Sterben mit sich.

Aber vielleicht war es nur seine eigene Angst, die er roch. Scheik Achmeds Magen krampfte sich zu einem festen, schmerzhaften Klumpen zusammen. Seine Finger zitterten. Vergeblich rezitierte er in Gedanken eine Sure des Korans. Die Kraft und Starke, die ihm die Worte des Propheten sonst immer geschenkt hatten, kamen nicht. Im Gegenteil – seine Angst wuchs mit jedem Schlagen seines Herzens weiter. Er fühlte sich so schwach wie ein neugeborenes Lamm, das sich unversehens dem Löwen gegenübersieht. Doch es war nicht die Angst um sein Leben allein, die seine Glieder und viel mehr noch seinen Willen lähmte, sondern vor allem der Ekel vor dem Mann auf dem Thron.

Dabei sah Nizar mit seinem Kugelbauch, den die lose fallende Jellaba vergeblich zu kaschieren suchte, den kleinen, beinahe hinter den Speckwülsten auf seinen Wangen verschwindenden Augen und seinen über die Maßen mit Ringen beschwerten kurzen Wurstfingern auf den ersten Blick eher lächerlich als gefährlich aus. Ein Mann, den jeder, der ihn nicht kannte und ihm zum erstenmal begegnet wäre, als harmlosen Spinner abgetan hätte.

Doch Scheik Achmed wußte, wie sehr dieser Eindruck täuschte. Nizar war ungefähr so harmlos wie ein schlechtgelaunter Wüstenskorpion oder ein eisbedeckter Vulkan, der kurz vor dem Ausbruch stand.

Nizar ließ den Rubin fallen wie ein Spielzeug, dessen er überdrüssig

geworden war, wuchtete seinen massigen Leib in eine bequemere Lage und sah Scheik Achmed mit einem fast übertrieben freundlichen Lächeln an. Er wirkte jetzt wie ein arabischer Märchenerzähler, der es sich auf dem Teppich bequem gemacht hatte, um seine Zuhörer zu unterhalten. Nur, dachte Achmed fröstelnd, daß er einzig Geschichten von Tod und Angst zu erzählen hatte.

»Nun, wie lautet deine Antwort, mein Freund?«

Nizars Stimme war – soweit überhaupt möglich – noch eine Spur freundlicher als seine Miene. Doch Scheik Achmed schrumpfte ängstlich ein weiteres Stück in sich zusammen und zermarterte sich das Gehirn, um eine Antwort zu finden, die Nizar zufriedenstellen würde, ohne daß er indes gezwungen war, sich endgültig festzulegen.

»Du... du forderst zuviel von mir«, sagte er schließlich zögernd. Er hatte nicht die Kraft, Nizars Blick dabei standzuhalten. Konnte man einen Mann wie Nizar überhaupt belügen, dachte er. Laut fuhr er fort:

»Ohne die Versammlung der Ältesten zu befragen, kann ich keine für den Stamm so ungeheuer wichtige Entscheidung treffen. Das mußt du verstehen!«

Unsicher sah er auf. Und schon der erste Blick in Nizars spöttisch verzogenes Gesicht ließ die vorsichtige Erleichterung, die er empfand, wie eine Seifenblase zerplatzen.

»Ich... ich wollte sagen, daß mir meine Leute nicht gehorchen werden, wenn ich ihnen sage, daß sie ab jetzt dich, mächtiger Nizar, als Herrn anerkennen müssen«, fügte er unsicher hinzu. »Die Krieger der Beni Assar haben niemals einen Herrn über sich anerkannt. Wir haben weder dem Vizekönig von Ägypten noch dem Sultan von Stambul gehorcht oder ihnen Steuer gezahlt. Wir waren immer frei wie der Wind, und die Wüste gehörte stets uns!« Außerdem würden wir uns noch eher den Ungläubigen aus Inglistan oder Frankistan unterwerfen als dir, du Abschaum des Schejtans. Möge Allah uns vor dir bewahren – oder dich besser gleich mit der Krätze an deinen edelsten Körperteilen schlagen, setzte er in Gedanken hinzu.

In Nizars Augen blitzte es einen Moment zornig auf, fast, als habe er die Gedanken des alten Scheiks verstanden. Doch statt des erwarteten Wutausbruches lächelte er plötzlich wieder, wenngleich mit der Freundlichkeit einer Hyäne, und nahm den Rubin wieder in die Hand, um ihn an seiner Kette kreisen zu lassen.

»Weißt du, Achmed«, begann er versonnen, »ich habe irgendwie den

Eindruck, daß du dir über das Ausmaß meiner Macht nicht ganz im klaren bist. Wenn ich wollte, könnte ich dich und deine Beni Assar so vollständig vom Angesicht der Erde tilgen, daß sich niemand mehr an euch erinnern würde. Da ich heute jedoch ausnehmend gnädig gesinnt bin«, fügte er mit einem süffisanten Lächeln hinzu, »will ich dir eine Stunde Bedenkzeit geben. Dann wirst du meine Hand küssen und mich Herr nennen. Das schwöre ich dir!«

Daß er noch immer mit diesem gleichen, durch und durch freundlichen Lächeln redete, machte alles nur noch schlimmer. Scheik Achmed fühlte sich mehr und mehr wie das Kaninchen vor der Schlange. Nicht, wenn Allah mir hilft, du Sohn einer syphyllitischen Spinne, dachte er verzweifelt, während sich Nizar zu den drei Frauen niederbeugte und eine davon im Nacken kraulte, als wäre es eine große Katze.

»Was seid ihr so müßig, meine Schönen?« fragte er. »Ich habe einen Gast! Wollt ihr, daß er hungrig bleiben muß und der Durst ihm die Kehle verbrennt – und das Gehirn?« setzte Nizar hinzu und bedachte Scheik Achmed mit einem ebenso verächtlichen wie spöttischen Blick.

Die Frauen glitten geschmeidig hoch und verbeugten sich mit vor der Brust gekreuzten Armen vor ihrem Herrn. Sie bewegten sich auf höchst sonderbare, schwer in Worte zu kleidende, furchteinflößende Weise, dachte Achmed. So absolut gleich, als wären sie in Wirklichkeit eins, nicht drei. Ihre kleinen Füße berührten kaum den Boden, als sie mit flinken Bewegungen einen kleinen Tisch und etliche schwer beladene Silberplatten in den Raum trugen und vor Scheik Achmed aufbauten. Und sie bewegten sich lautlos. Nicht leise oder beinahe lautlos, sondern völlig still. Nicht einmal das Rascheln ihrer Kleider war zu hören.

Trotz seiner immer stärker werdenden Furcht zwang sich Achmed, die drei Frauen genauer zu betrachten. Sie waren sehr verschieden, und doch hatten sie etwas an sich, das sie zu Schwestern machte. Die eine war groß und stattlich und besaß Formen, die zu jeder anderen Zeit Scheik Achmeds Herz entzündet und seine Phantasie in Zeiten zurückgeführt hätten, als er noch jung und kraftvoll war. Sie trug weite Pluderhosen und ein eng anliegendes Jäckchen, das der schwellende Busen schier zu sprengen drohte. Ihr Gesicht war braun und hübsch, doch als Scheik Achmed in ihre Augen sah, erinnerten sie ihn an die einer Löwin, die er vor vielen Jahren einmal gejagt hatte. Der gleichen Löwin, der er die handspannlange Narbe auf seinem Rücken verdankte, die ihn in besonders kalten Nächten vor Schmerzen nicht schlafen ließ. Es war sonderbar – die Frau zog ihn an, so stark,

wie eine Frau einen Mann nur anziehen konnte, und gleichzeitig stieß sie ihn ab, als hafte ihr ein übler Geruch an, den er nicht wirklich spürte, der aber irgend etwas in seinem Inneren berührte.

Die zweite Frau war so dunkel wie eine Negerin. Auch sie besaß die schräg gestellten Raubkatzenaugen, die eine wilde, ungezähmte Kraft und eine derart unersättliche Gier ausstrahlten, daß Scheik Achmed unwillkürlich vor ihr zurückwich. Die Drohung, die von ihr ausging, war irgendwie direkter.

Die letzte der drei schließlich war um einiges kleiner und zierlicher als ihre beiden Gefährtinnen. Sie besaß ein kurzes Gesicht, eine kleine, an der Spitze dunkler gefärbte Nase und leckte sich immer wieder mit der Zunge über die Lippen. Wie eine Katze, die an der Sahneschüssel geschleckt hat.

Nachdem die eine einen großen Silberteller bis an den Rand mit gekochter Hirse und gebratenen Fleischstückchen angehäuft, die zweite einen silbernen Pokal aus einer bauchigen Kanne gefüllt und die dritte eine Wasserpfeife entzündet hatte, legten sie sich wie zufriedene große Katzen auf den Boden und spielten mit ihren Halsbändern, von denen jedes einen großen Edelstein trug.

Was für eine sinnlose Verschwendung von Sklavinnen, dachte Scheik Achmed voller Neid, während er den Becher zur Hand nahm und trank. Ein fremdartiger, aber nicht unbedingt unangenehmer Geschmack breitete sich auf seiner Zunge aus. Eine sonderbare Wärme erfüllte ihn, und plötzlich begriff Scheik Achmed, was er da trank!

Mit einem Schrei schleuderte er den Becher von sich und spie die noch im Mund befindliche Flüssigkeit auf den Boden.

»Allah!« keuchte er, hin und her gerissen zwischen Ekel, Entsetzen und purer Wut. »Willst Du mich um das Paradies bringen? Du weißt doch, daß der Prophet Mohammed dieses Teufelsgetränk verflucht hat, und alle, die davon trinken!«

»Sagt dir etwa mein Wein nicht zu?« fragte Nizar fröhlich und hielt seinen Rubin vor das rechte Auge, so daß er Scheik Achmed wie durch ein rotes Monokel ansah. »Tz, tz – du bist sehr undankbar, mein Freund. Ich habe keine Kosten und Mühen gescheut, dieses famose Getränk für dich herbringen zu lassen, und du dankst es mir, indem du meinen Boden bespuckst und mich beleidigst.« Seine Stimme wurde um eine Winzigkeit schärfer. »Nun sieh mich wenigstens an, wenn ich mit dir rede.«

Achmed gehorchte –

und erstarrte mitten in der Bewegung.

Der durch den Rubin verstärkte Blick des Zauberers traf ihn wie ein Hammerschlag; eine weißglühende Flamme, die sich sengend in sein Gehirn hineinfraß und eine Spur aus Schmerzen und Lähmung zurückließ. Er versuchte, sein Gesicht mit den Händen zu schützen, doch der unsichtbare Feuerstrahl brannte sich unbarmherzig tiefer. Die Schmerzen wurden so stark, daß Scheik Achmed das Gefühl hatte, sein Körper wäre nur noch eine einzige, zuckende Wunde, jeder einzelne Nerv von weißglühenden Zangen ergriffen und verbrannt. Haltlos stürzte er nach vorne und schlug sich Stirn und Lippen auf dem Boden blutig. Aber er hatte nicht einmal mehr die Kraft für ein Stöhnen.

»Du wirst meinen Wein trinken!« drang Nizars Stimme in seine Gedanken ein. »Und du wirst auch das Schweinefleisch essen, das auf dem Teller liegt, egal, wie sehr Mohammed den Genuß von Wein und Schweinefleisch verboten hat!«

Der Gedanke, das Undenkbare tun zu sollen, gab Scheik Achmed noch einmal Kraft. Für einen winzigen Moment gelang es ihm sogar, die entsetzliche Lähmung zu überwinden, mit der ihn Nizars Blick erfüllte. »Nein! Niemals!« heulte er. Mühsam wälzte er sich herum, stemmte sich mit der Kraft der Verzweiflung auf Knie und Ellbogen hoch und versuchte vor Nizar davonzukriechen. Nizar lachte nur und verstärkte die Kraft seines magischen Blickes, bis der alte Araber mit einem letzten Schrei zusammensank und bewußtlos liegenblieb.

Mit einem beinahe bedauernden Seufzen senkte Nizar den Rubin und gab der größten der drei Frauen einen knappen Wink.

Als Scheik Achmed aus seiner feuerverzehrten Ohnmacht erwachte, stand der Becher frisch gefüllt vor ihm, und seine rechte Hand lag auf dem Teller. Er starrte beide Dinge voller Abscheu an und wollte sie wegstoßen, doch seine Hände gehorchten ihm nicht mehr, sondern erwachten zu einem gespenstischen Eigenleben. Die Finger seiner Rechten ergriffen das größte Fleischstück, packten es und führten es zu seinem Mund.

Als das Fleisch seine Lippen berührte, biß er die Zähne zusammen. Doch auch seine Kiefern versagten ihm den Dienst und öffneten sich so weit, daß ihm beinahe die Mundwinkel aufgerissen wurden. Dann stopfte seine Rechte das Fleisch in den Mund. Sofort begannen seine

Zähne, den Bissen zu zerkauen, die Muskeln in seinem Hals machten sich selbständig und schluckten gegen seinen Willen. Weißglühende Lava schien seinen Magen zu erfüllen. Ein kaltes, jeder Beschreibung spottendes Entsetzen erfüllte seinen Geist. Gleichzeitig schloß sich die Linke um den Weinbecher und schüttete den ganzen Inhalt in seine Kehle. Scheik Achmed erstickte fast, da ihm ein Teil des Weines in die Luftröhre geriet, und sank hustend und nach Luft ringend zu Boden.

»Nun kennst du meine Macht!« sagte Nizar freundlich. »Möchtest du noch mehr? Nur keine falsche Bescheidenheit, mein lieber Freund. Es ist genug da.« Er kicherte böse.

Scheik Achmed starrte ihn aus leeren Augen an. Sein Gehirn war wie betäubt, denn das Entsetzen hatte die Grenzen des Vorstellbaren überstiegen. »Ich kenne sie«, flüsterte er. »Doch ich beuge mich nicht deinem Teufelsspuk.« Er stöhnte, preßte die Hände auf den Leib und versuchte, den Inhalt seines Magens hervorzuwürgen, aber seine Kraft reichte nicht aus. Schon die wenigen Worte hatten mehr Überwindung von ihm gekostet, als er eigentlich aufzubringen in der Lage war.

Nizars Freundlichkeit verschwand von einer Sekunde auf die andere. »Du bist stark«, sagte er böse. »Du bist ein alter Mann, aber du bist stark. Aber es wird dir nichts nutzen! Du wirst dich mir doch unterwerfen!« Nizar schnippte zornig mit den Fingern.

Sofort griff Scheik Achmeds Rechte wieder zum Teller und stopfte den nächsten Bissen in den Mund. Diesmal spürte er keine Schmerzen mehr, nur einen entsetzlichen Ekel, der ihn beinahe den Verstand verlieren ließ. Aber er würde standhalten, ganz egal, was Nizar ihm antun mochte. Allah würde wissen, daß es nicht seine Schuld war. Er hatte nicht aus freiem Willen gegen die Worte des Propheten gesündigt, auch nicht aus Schwäche, sondern durch schwarze Magie und die Macht des Schejtans, dessen Handlanger Nizar zweifellos war. Nein, dachte er noch einmal, mochte Nizar ihn zu Tode foltern, mochte er ihn zwingen, unaussprechliche Dinge zu tun – er würde standhalten.

Er wußte, daß es Nizar nicht allein um die Herrschaft über seinen Stamm ging. Er wollte vor allem seine unsterbliche Seele beherrschen und versklaven, so wie er schon viele Seelen beherrscht und versklavt hatte, um sie später in die tiefsten Schlünde der Hölle zu versenken, ganz wie er es dem Schejtan als Preis für die ihm verliehene Zauberkraft gelobt hatte.

Scheik Achmed war zeit seines Lebens ein vorsichtiger Mann gewesen,

der sich selbst stets den notwendigen Wert zugemessen hatte. Er hätte viel dafür gegeben, noch einige Jahre zu leben und vielleicht noch die Söhne seines Sohnes heranwachsen zu sehen. Doch er war auch ein tief gläubiger Moslem. Und sein größter Wunsch war es, nach seinem Tod ins Paradies zu gelangen und den Propheten zu sehen.

Doch dies würde niemals geschehen, wenn er Nizar Macht über seinen Stamm und seine Seele gab. Scheik Achmed war nicht einmal traurig, als er sich der einzig möglichen Konsequenz bewußt wurde, die es für ihn noch gab. Um seinen Stamm brauchte er sich keine Sorgen zu machen. Ali würde schon wissen, wie er sich Nizars Zugriff entziehen konnte.

Achmed fragte sich, auf welche Art er sterben würde. Durch einen dieser altertümlich gerüsteten Krieger, die wie vertrocknete Mumien aussahen? Oder würde ihn Nizar mit seinem Zauberblick töten?

Nizar betrachtete den alten Mann lauernd, der schwer atmend vor ihm saß. Er nahm sein Schweigen als Zeichen, daß Scheik Achmed aufgegeben hatte. Er streckte gebieterisch die Rechte aus und erwartete, daß der andere sie ehrfürchtig küssen würde.

Scheik Achmed küßte seine Hand nicht.

Er tat etwas ganz anderes.

Mit einer schier unmenschlichen Anstrengung richtete er sich auf und lachte dem Zauberer ins Gesicht.

»Beim Barte des Propheten und bei meinem eigenen, nein!« preßte er hervor. »Ich werde mich dir niemals unterwerfen. Und auch mein Stamm wird es nicht tun! Möge Allah dich in den tiefsten Schlund der Dschehenna schleudern, wo du hingehörst, du Kreatur des Schejtans!«

Nizars Gesicht nahm ganz langsam die Farbe an wie der Thron, auf dem er saß. Seine Finger krallten sich in die Lehne, als wollten sie das kostbar geschnitzte Holz zermalmen. Dann atmete er hörbar aus und gab den drei Frauen einen kurzen Wink.

Scheik Achmed wunderte sich ein wenig, als die drei auf ihn zukamen und ihm die Hände auf die Schultern legten. Er blickte von einer zur anderen und sah Funken in ihren Augen sprühen, und wieder konnte er an nichts anderes denken als an Raubkatzen. Die Angst packte ihn erneut, und schlimmer als zuvor. Er wich langsam zurück, bis sein Rücken die Wand berührte und es nichts mehr gab, wohin er fliehen konnte.

Die Frauen ließen ihn nicht los. Und dann geschah etwas Entsetzliches.

Vor Scheik Achmeds ungläubig geweiteten Augen begannen sie sich zu verändern. Ihre Fingernägel wuchsen zu scharfen Krallen, die sich schmerzhaft in seine Haut und in sein Fleisch bohrten. Auch die Gesichter veränderten sich, wurden kürzer und breiter und überzogen sich mit feinem, seidig glänzendem Fell; ebenso ihre Körper, die sich in schlanke, geschmeidige Raubkatzenleiber verwandelten.

Einen kurzen Moment kosteten die drei zu einer Löwin, einer schwarzen Pantherkatze und einer Gepardin gewordenen Frauen das Grauen des alten Mannes noch aus.

Dann öffneten sie ihre Rachen zu einem tiefen, gierigen Grollen.

Scheik Achmed sah die langen Reißzähne dicht vor seinem Gesicht blitzen und stieß einen Schrei aus, der im Kreischen der Raubkatzen unterging.

* * *

Einige lange Augenblicke vergingen, bis ich begriff, daß alles vorbei war. Und ich glaubte es erst, als ich sah, daß der Knauf meines Stockdegens kein gelbes Licht mehr ausstrahlte, daß der Shoggotenstern darin nur noch schattenhaft erkennbar war.

Und es dauerte noch länger, bis ich allmählich zu begreifen begann, was überhaupt geschehen war…

Ich hatte das geheimnisvolle Transportsystem der GROSSEN ALTEN ja schon mehr als einmal benutzt, doch so schlimm wie diesmal war es noch nie gewesen. Ich erinnere mich kaum, wie ich in das Tor gekommen war; geschweige denn, was während des Transportes wirklich geschehen war. Hinter mir lag eine nicht zu bestimmende Zeit – Sekunden oder Jahrhunderte, das blieb sich gleich – voll gestaltlosem Schrecken und dumpfem Wahnsinn, der mich gepackt hatte. Meine Kehle war rauh und spannte, als hätte ich stundenlang geschrien, und in meinen Muskeln saß die allmählich verblassende Erinnerung an einen sehr tief gehenden Schmerz. Irgend etwas hatte sich während des Durchgangs an mich geklammert und versucht, mich in der Zwischenzeit festzuhalten. Es hatte nicht viel gefehlt, und es wäre ihm gelungen.

Verwirrt richtete ich mich vollends auf, fuhr mir mit dem Handrücken über die Augen und spürte erst jetzt, daß ich mir bei meiner recht unsanften Landung auf dem Boden die Nase blutig geschlagen hatte.

Außerdem war die Sandrose nicht mehr da.

Außer meiner Nase schien auch mein Gehirn bei dem unfreiwilligen Sprung durch das Tor gelitten zu haben, dachte ich verwirrt. Irgend etwas war… Zum Teufel, irgend etwas war schief gegangen. Aber was? Ich hatte die Sandrose in der Hand gehalten, als ich das Tor betrat, und jetzt war sie fort, und dies hier war mit Sicherheit nicht das Arbeitszimmer in meinem Haus in London.

Wenn mich nicht alles täuschte, war es nicht einmal mehr London…

Ich versuchte, meine Gedanken zu einem einigermaßen vernünftigen Ablauf zu zwingen, preßte die Augenlider so fest zusammen, bis ich bunte Kreise sah, und atmete gezwungen tief und ruhig ein.

Als ich die Augen wieder öffnete, war ich zwar immer noch nicht in London, aber ich war wenigstens ruhig genug, mich in meiner neuen Umgebung umzusehen.

Soweit es etwas zu sehen gab.

Ich befand mich in einem dunklen Raum, dessen Einrichtung zum größten Teil aus Staub und Leere zu bestehen schien. Hier und da hockte ein Schatten in der graubraunen Dunkelheit, und ein sehr sonderbarer Geruch lag in der Luft, aber es war einfach zu dunkel – und ich war noch immer zu verwirrt –, um auch nur erraten zu können, wohin es mich verschlagen hatte.

Nun war es gewiß nicht das erste Mal, daß ich mich notgedrungen auch auf das Unerwartete einstellen mußte, und es gab ein paar recht einfache Tricks, die in Situationen wie diesen halfen.

Ich drehte mich noch einmal um meine Achse – ohne mehr als Dunkelheit und staubverhangene Spinnweben zu sehen – löste vorsichtshalber die Verriegelung meines Stockdegens und tastete mich im Halbdunkel auf die Tür zu.

Eine Sekunde später war ich so gut wie blind, denn nach dem staubigen Halbdunkel hier drinnen war das gleißende Sonnenlicht, das mir entgegensprang, geradezu unerträglich.

Aber ich sah immerhin genug, um die Handvoll abgerissener Gestalten

zu erkennen, die das Knarren der Tür unter einer Dattelpalme hochscheuchte, in deren Schatten sie den Tag verdösten...

Dattelpalme...?

Ich blinzelte, fuhr mir abermals mit der Hand über das Gesicht und zwang meine tränenden Augen, in das grell-weiße Licht jenseits der Tür zu blicken.

Vor mir lag eine staubig-heiße Dorfstraße, ein paar halbverhungerte Esel, die sich an einer Dornenhecke gütlich taten, und eine Anzahl schwarz verschleierter Wesen, die mit spitzen Schreien hinter Hofmauern verschwanden, kaum daß sie meiner ansichtig geworden waren.

Nein, nach London sah dieser Ort wirklich nicht aus...

Ich stand da, als hätte jemand einen Kübel Eiswasser über mich ausgeleert, so starr vor Schrecken, daß ich im ersten Augenblick nicht einmal recht begriff, daß der Tumult, der mit einem Male auf der Straße losbrach, keinem anderen galt als mir.

Und als ich es begriff, war es beinahe zu spät.

Die Männer, die bislang phlegmatisch unter der Palme gelegen hatten, sprangen wie von der Tarantel gestochen auf. Andere Männer quollen lärmend aus Toreingängen und Häusern, brüllten durcheinander und schüttelten Fäuste und Knüppel. Sicher nicht durch Zufall standen sie so, daß sie mir auf jeden Fall den Weg versperrten. Schmutzige, sonnenverbrannte Hände schlossen sich um die Holzgriffe krummer Dolche, und aus den mehr überraschten als wirklich zornigen Schreien, die ich im ersten Moment gehört hatte, wurde ein vielstimmiges, feindseliges Murmeln und Raunen.

»Giaur«, brüllte eine Stimme. »Moscheenschänder!« eine andere. Ich begriff noch immer nicht, was überhaupt los war, drehte mich aber instinktiv herum – und sah, daß es sich bei dem Gebäude, aus dem ich eben gekommen war, um einen gewaltigen Bruchsteinbau handelte, der die übrigen Häuser des Ortes an Größe weit übertraf. Daneben stand ein etwa zehn Yards hoher, viereckiger Turm, der mich fatal an ein Minarett erinnerte. Moscheenschänder? Hatten sie wirklich Moscheenschänder gerufen? flüsterte eine dünne, hysterische Stimme in meinen Gedanken.

Wenn ja, war ich nicht unbedingt in einer beneidenswerten Lage.

Als ich mich wieder herumdrehte, war die Menge ein gutes Stück näher gekommen, und der Ausdruck auf den dunklen Gesichtern war nicht unbedingt der orientalischer Gastfreundschaft. In mehr als einer Hand blitzte geschliffener Stahl.

Unschlüssig trat ich der Menge einen Schritt entgegen und blieb wieder stehen. Einen Moment lang spielte ich ernsthaft mit dem Gedanken, mich wieder in die Moschee zu flüchten. Aber nur einen Moment. Ebensogut konnte ich hierbleiben und mich der mittlerweile auf stolze hundert Seelen angewachsenen Menge stellen.

Ganz allmählich begann mein Verstand wieder wie gewohnt zu arbeiten. Von allen scheinbar ausweglosen Situationen, in denen ich mich je befunden hatte, war dies wohl die am wenigsten scheinbare. Ich halte eine gewisse Übung darin, mich gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner zu Wehr zu setzen – gegen die hundert fanatischen Araber, die einen Giaur in kleine Fetzchen zerreißen wollten, hatte ich jedoch keine Chance. Vor allem dann nicht, wenn ich mir auch nur das geringste Anzeichen von Angst anmerken ließ.

Also raffte ich das bißchen Mut, das ich in einem Winkel meiner Seele fand, zusammen, zauberte ein geradezu unverschämt freundliches Grinsen auf meine Züge, ging der Menge betont forsch entgegen und versuchte mir selbst einzureden, daß die Behauptung ›Frechheit siegt‹ einen kleinen Kern Wahrheit enthielt. Nun gut – von den Fällen, in denen ich nicht gesiegt hatte, hörte man wohl seltener.

Den Gedanken, meine hypnotischen Fähigkeiten einzusetzen, um aus dieser prekären Situation zu entkommen, verwarf ich rasch wieder. Gegen diese Menschenmenge waren sie nicht mehr als der berühmte Tropfen auf den heißen Stein.

Ich blieb vor einem alten, graubärtigen Mann stehen, der sich in den Vordergrund geschoben hatte. Trotz seines Alters schien er so etwas wie der Rädelsführer zu sein.

»Salem Aleikum«, sagte ich, streckte ihm die Hand entgegen und lächelte freundlich.

Der Alte sah mich aus zusammengekniffenen Augen an, ohne meinen Gruß zu erwidern. Dann verzerrte er die Lippen, bleckte die braunen Stummel, die vor etwa dreihundert Jahren einmal Zähne gewesen sein mußten – und spie mir vor die Füße. Einige andere kamen näher an mich heran. Eine Hand griff nach meinem Ärmel und zerrte daran, eine andere grabschte wenig sanft nach meiner Schulter.

Ich versuchte, mir mit Ellenbogenstößen Raum zu schaffen, und tastete gleichzeitig nach meinem Stockdegen, obwohl er in meiner momentanen Situation wohl eine mehr als erbärmliche Waffe darstellte. Außerdem zermarterte ich mir das Gehirn, auf welche Weise ich diese Orientalen davon abhalten konnte, mich in Stücke zu reißen. Mit meiner zur Schau gestellten Ruhe sah ich mich um, perfekt den überheblichen Gecken spielend, der aus lauter Unwissenheit in ein fünf Meilen tiefes Fettnäpfchen gestolpert war. Lächerlichkeit ist manchmal eine gute Verteidigung. Manchmal auch die letzte.

»Gestatten«, begann ich, »mein Name ist Craven. Robert Craven, aus London, Großbritannien. Ich hoffe, mein Erscheinen hat Ihnen keine Ungelegenheiten bereitet!«

Der Mann sah mich an, als hätte er einen Wahnsinnigen vor sich – was er in diesem Moment zweifellos auch glaubte –, und wich einen Schritt zurück, bis ihn die Menge aufhielt. Doch dann gewann sein Zorn wieder die Oberhand.

»Du verfluchter Giaur!« radebrechte er in miserablem Englisch. »Du Moscheenschänder!« Er packte mich mit einer Hand am Jackett und fuchtelte mir mit der anderen vor dem Gesicht herum. Ich widerstand im letzten Moment der Versuchung, sie zu packen und zwischen seine Stummelzähne zu schieben. Ein winziger Fehler, und ich war so tot, wie es nur eben ging.

»Schlagt den ungläubigen Hund tot!« schrie eine Stimme aus dem Hintergrund. Andere fielen in das Geschrei mit ein und drängten nach vorne. Der Alte wurde gegen mich gedrückt und krallte sich mit seinen knochigen Fingern an meiner Kehle fest.

Ich beschloß, meine Taktik zu ändern, trat mit dem Knie zu und stieß ihn zurück, als er zusammenklappte. Doch sofort hängen sich drei, vier der Kerle an mich und versuchten, mich zu Boden zu zerren. Ich schüttelte zwei von ihnen ab, packte die Faust des dritten und schlug damit die Nase des vierten Muselmanen blutig. Ein Schatten erschien in meinem Augenwinkel. Ich fuhr herum und trat dem Kerl kräftig in die Seite. Plötzlich hatte ich wieder den Alten am Hals, der vor lauter Zorn geiferte und spie wie ein tollwütiger Dackel. Blitzschnell packte ich ihn, drehte ihn an den Schultern herum und versetzte ihm einen Tritt in den Hintern, der ihn zum zweiten Male in die Menge zurücktaumeln ließ.

Für einen ganz kurzen Moment hatte ich Luft, denn meine unerwartet heftige Gegenwehr hatte die Angreifer wohl doch überrascht.

Nicht, daß ich mir ernsthafte Chancen ausrechnete, mich wirklich halten zu können, wenn sie sich erst zu zehnt auf mich stürzten.

Aber dazu kam es nicht. Einem weiter hinten stehenden Mann dauerte die Sache offensichtlich zu lange. Er bückte sich, hob einen Stein auf und schleuderte ihn über die Köpfe der anderen hinweg.

Der Stein sauste um Haaresbreite an meinem Ohr vorbei und traf einen neben mir stehenden Araber an der Schläfe. Der Mann seufzte, griff sich an den Kopf, blinzelte verwirrt, als er Blut an seinen Fingerspitzen bemerkte, und sah mich eine geschlagene Sekunde lang vorwurfsvoll an.

Dann fiel er steif wie ein Brett nach hinten.

Es war das Signal zum totalen Chaos. Plötzlich regnete es von allen Seiten Steine und Holzstücke. Alles drängte nach vorn, um mich endlich zwischen die Finger zu bekommen. Einige Männer stiegen sogar den vor ihnen Stehenden auf die Schultern und traten sie zu Boden. Es war keine Horde lynchwütiger Männer mehr, sondern ein einziger, aus hundert Körpern und zweihundert wütend ausgestreckten Armen bestehender Mob, der sich auf mich warf.

Ich hob die Fäuste, sprang einen Schritt zurück und spreizte die Beine, um einen festeren Stand zu haben. Ich brachte sogar das Kunststück fertig, die beiden ersten Angreifer abzuwehren, aber dann wurde ich von der Masse der Araber schier begraben und zu Boden gedrückt. Im Liegen schlug, trat und biß ich um mich und wurde selbst geschlagen, gebissen und getreten. Zu meinem Glück behinderten sich die fanatischen Moslems in ihrer Wut gegenseitig, so daß ich zunächst zwar jede Menge Schrammen und Beulen abbekam, jedoch noch keine ernsthafte Verletzung.

Doch es konnte nur noch Sekunden dauern, bis mich die Kerle in Stücke gerissen hatten.

* * *

Jeder der drei Männer war so groß, daß Nizar sich bei ihrem Anblick eines raschen, heftigen Anfluges von Neid nicht erwehren konnte. Ihre schlanken, aber trotzdem sehr muskulösen Körper steckten in festen Kettenpanzern, über denen sie weiße, mit einem roten Kreuz geschmückte Waffenröcke trugen. Die gepanzerten Handschuhe lagen auf den Griffen langer Schlachtschwerter, die an einfachen

Waffengurten hingen. Eiserne Topfhelme, die nur schmale Augenschlitze besaßen, verbargen ihre Gesichter. Und jeder Zoll ihrer Erscheinung versinnbildlichte alles, was Nizar haßte.

Es war nicht einmal das Kreuz auf ihrer Brust, denn obgleich es das Symbol der Christen und somit seiner Feinde darstellte, war es ihm herzlich egal, welcher Religion die drei angehörten. Ob Kreuz oder Halbmond oder was auch immer, für Nizar waren es allesamt falsche Götzenbilder. Solange Nizar denken konnte, hatte es nur einen Gott gegeben, an den er glaubte, und der war kurzbeinig und dick und hatte eine ausgeprägte Vorliebe für die Farbe Rot.

Nein, das Kreuz war es nicht, was ihn innerlich so sehr vor Zorn brodeln ließ. Zum ersten Mal seit Äonen hatte es jemand gewagt, ihn aufzufordern, sich einer anderen Macht zu beugen! Ihn, der bislang immer andere unterworfen hatte.

Trotzdem ließ er sich von seiner Wut nicht zu unüberlegten Handlungen hinreißen, sondern belauerte die drei Männer mit seinen magischen Sinnen. Es waren keine solchen harmlosen Narren wie der alte Scheik, dessen Blut seine Diener erst Augenblicke vor dem Eintreffen der drei Tempelritter von dem Boden aufgewischt hatten. Jeder der drei war ein Träger großer magischer Kraft und gefährlicher als ein ganzes Heer, das spürte Nizar einfach.

Und entsprechend vorsichtig formulierte er seine Antwort, obgleich er in Wahrheit nicht übel Lust hatte, die Topfhelme der drei samt ihrem Inhalt auf lange Spieße stecken und seine Festungsmauer damit schmücken zu lassen. »Meine Antwort lautet nein, edle Herren«, sagte er und fügte mit einem raschen, freundlichen Hyänenlächeln hinzu: »Ich kann Euer Ansinnen verstehen, doch was Ihr verlangt, ist unmöglich. Es tut mir leid, daß Ihr den langen Weg zu meiner Festung umsonst gemacht habt.«

Auf den Gesichtern der drei war keine Regung zu erkennen – was nicht zuletzt daran liegen mochte, daß ihre Gesichter unter den silberglänzenden Helmen nicht zu erkennen waren –, aber Nizar spürte ihre Gefühle fast besser, als hätte er ihr Mienenspiel beobachtet. Er fühlte den mühsam unterdrückten Zorn Gouvin du Tourvilles und den heiß lodernden Haß Renard de Banrieux' so klar, als wären es seine eigenen Gefühle.

Nur Guillaume de Saint Denis, dem dritten Templer, gelang es, seine Gedanken vor den tastenden Geistfühlern des Magiers abzuschirmen. Dennoch war auch ihm anzumerken, daß er verärgert war. Oder den

Ärger nur vortäuschte? dachte Nizar verwirrt.

Instinktiv umklammerte seine Rechte den Rubin auf seiner Brust.

»Laß die Hand von dem Stein!« sagte Renard de Banrieux. Seine Stimme klang scharf, und die Hand des Templers schloß sich um den Schwertgriff. Der Anblick ließ Nizars Zorn zu heller Wut auflodern. Was bildeten sich diese Ungläubigen ein, mit der Waffe in der Hand an seinen Hof zu kommen und ihm auch noch zu drohen? dachte er wütend.

Als hätte er seine Gedanken gelesen, legte Guillaume des St. Denis seinem Kameraden beruhigend die Hand auf den Unterarm. »Laß ihn, Renard. Der Rubin stellt für uns keine Gefahr dar.« Er schüttelte den Kopf, um seine Worte zu bekräftigen, dann wandte er sich wieder an Nizar:

»Du solltest dir unseren Vorschlag noch einmal überlegen«, sagte er ruhig. »Um die Wüstenstämme, die du dir unterworfen hast, unter Kontrolle zu halten, brauchst du das Auge des Satans nicht. Dazu reicht die Kraft deines Rubins allein. Außerdem bieten wir dir die Unterstützung unseres Ordens an, wenn du uns das Auge des Satans übergibst. Du weißt, wir besitzen mehr Macht, als du mit dem Auge jemals erringen könntest. Außerdem«, fügte er in fast – aber eben nur fast – freundlichem Ton hinzu, »wäre es nur eine... nun, sagen wir: Leihgabe. Ein jeder von uns gibt dir sein Wort als Ehrenmann und Ritter, daß du das Auge unbeschädigt zurück erhältst.«

»Würdet ihr mit euren Köpfen dafür haften?« fragte Nizar lauernd.

»Nein«, fauchte Renard. »Aber vielleicht mit deinem.«

St. Denis brachte seinen Begleiter mit einer unwilligen Geste zum Verstummen. »Schlag ein«, fuhr er fort, Renards Worte ganz bewußt übergehend, »und wir garantieren, daß ab sofort deine Feinde auch unsere Feinde sind. Wir werden jeden vernichten, der dich und dein Reich bedroht!«

Nizar starrte den Templer an. Das Wort Größenwahn war ihm bisher fremd gewesen, obwohl – oder vielleicht weil – er von Geburt an sehr ausgeprägt an dieser Krankheit litt, aber Guillaume de Saint Denis' Worte klangen in seinen Ohren mehr als nur großspurig. Er kannte die Macht der Templer, auch wenn er bislang noch nie persönlich mit einem Angehörigen dieses Ordens zusammengetroffen war. Doch was konnten sie von der geheimnisvollen Kraft des Auges schon wissen? Märchen und Gerüchte vielleicht, nichts als das erschreckende und

angstmachende Geschwätz, das darüber im Umlauf war – und das er selbst zu einem guten Teil in die Welt gesetzt hatte, um seine Macht noch mehr zu festigen.

Was wußten sie schon, diese Narren! Er hatte seinen Blick in das Auge versenkt und die Kräfte, die es wie ein nie versiegender Quell verströmte, in sich aufgenommen. Nur er allein wußte, was das Auge des Satans vermochte.

»Nein«, sagte er, jetzt ohne die geringste Spur von Freundlichkeit. »Es bleibt dabei. Und es wäre besser, ihr verschwindet jetzt. Aus meiner Burg und aus meinem Reich. Bevor die Wüstensonne eure Knochen bleicht«, fügte er gelassen hinzu.

Renard de Banrieux riß sein Schwert mit einem Wutschrei aus der Scheide und stürmte auf Nizar zu, noch bevor ihn Guillaume zurückhalten konnte. Der Magier wich mit einer Behendigkeit, die man einem Mann seines Aussehens gar nicht zugetraut hätte, einen halben Schritt zurück und zeichnete mit der Hand einen Kreis in die Luft. Wie aus dem Boden gewachsen stand plötzlich ein gutes Dutzend Krieger um ihn herum, reglos, aber bereits mit gezückten Krummsäbeln.

Aber statt stehenzubleiben, schrie de Banrieux noch wütender auf und schwang seine gewaltige Klinge. Nizars Leibwächter zogen sich hastig zu einem lebenden Schutzwall um ihren Herrn zusammen, eine Mauer aus drohend vorgestreckten Schwertern und Schildern, an der sich der Templer selbst aufspießen mußte. Und wahrscheinlich hätte er es, blind vor Wut, auch getan, hätte ihn nicht der scharfe Befehl Saint Denis' im letzten Moment zurückgerufen.

»Halt, Renard! Das Schwert nieder!« befahl der Templer scharf. »Wir sind als Gesandte zu Nizar gekommen und nicht, um mit diesen Kreaturen des Teufels zu kämpfen!«

Tatsächlich hielt de Banrieux mitten im Schritt inne und senkte sogar sein Schwert – wenn auch nur um eine Winzigkeit – aber in seinen Augen blitzte der blanke Haß. »Du befiehlst mir, feige zu sein, de Saint Denis?« fragte er aufgebracht.

»Ich befehle dir nicht, feige zu sein, sondern klug«, antwortete Guillaume. Er sprach zu seinem Kameraden, aber sein Blick war weiter starr auf Nizar gerichtet; ein Blick, unter dem sich der Zauberer mehr als nur unwohl zu fühlen begann. »Unser Auftrag heißt uns nur, das Auge des Teufels von Nizar zu fordern, nicht jedoch, den Kampf

mit ihm zu beginnen!« Einen Moment lang starrte er Nizar noch auf diese unheimliche, beinahe furchteinflößende Art an, dann zog er sehr langsam sein eigenes Schwert aus dem Gürtel, trat auf den lebenden Schutzwall aus Kriegern zu und machte eine herrische Bewegung mit der Rechten. Tatsächlich wichen die Krieger ein Stück vor ihm zurück, blieben jedoch mit kampfbereit erhobenen Schwertern stehen.

»Jetzt höre, was ich dir zu sagen habe, Heide«, fuhr St. Denis fort. »Ich kam mit offener Hand hierher, und mit einem Angebot des Friedens. Doch du schlägst es aus, und für diesen Fall soll ich dir dieses sagen: Wenn du uns das Auge des Teufels verweigerst, so wird dich die Macht des Auges selbst vernichten, noch ehe der Mond sich wendet.«

Nizar erbleichte vor Schrecken und Zorn. Nie hatte es jemand gewagt, ihm so unverhüllt zu drohen, noch dazu hier, in den Mauern seines eigenen Palastes! Jeden anderen hätten diese Worte auf der Stelle das Leben gekostet. Nicht so diesen Tempelritter.

Vielleicht war es das erste Mal in seinem Leben, daß Nizar Angst kennenlernte. Die Drohung im Blick des Tempelherren war bar jeden Zornes, aber von einer Kälte und Entschlossenheit, die ihn schaudern ließ. Es war etwas darin, was ihm vollkommen fremd war.

»Geht«, sagte er nur. Seine Stimme zitterte. Ein schlechter Geschmack war in seinem Mund. Seine Hände waren plötzlich feucht vor Schweiß. »Geht, de Saint Denis, solange meine Langmut noch anhält. Zwischen Euch und mir ist kein Streit, und so soll es bleiben.«

Guillaume lächelte, und obwohl Nizar nur seine Augen erkennen konnte, erschauderte er. »Vergiß den Mond nicht, Nizar«, sagte er. »Bevor er sich wieder rundet, wirst du nicht mehr unter den Lebenden sein!« Und damit stieß er sein Schwert in die Scheide zurück, wandte sich mit einem Ruck um und ging, gefolgt von seinen beiden Ritter-Kameraden.

»Sollen wir diese Hunde verfolgen?«

Nizar hatte Mühe, sich auf die Worte des Kriegers zu seiner Rechten zu konzentrieren. Verwirrt schüttelte er den Kopf und ballte zornig die Fäuste. Nizar wußte es nicht, aber es waren seine eigenen Waffen, mit denen Guillaume ihn angegriffen hatte. Und er verstand sich auf den Umgang damit ungleich besser als Nizar.

Verwirrt schüttelte er den Kopf.

»Laßt sie fliehen«, sagte er zögernd. »Wir haben Besseres zu tun.«

Der Krieger sah ihn erstaunt an, und auch auf den Gesichtern der anderen machte sich Verwirrung breit.

Aber keiner von ihnen wagte es, Nizar auch nur mit einem Wort zu widersprechen.

* * *

Es waren nur Sekunden, aber wie oft in solchen Augenblicken zogen sie sich endlos dahin.

Die Menge hatte sich wie eine braun-graue Flutwelle über mir geschlossen, und hatte ich im ersten Augenblick noch das Glück gehabt, daß sich die Araber eher darum schlugen, wer mich schlagen durfte – ich verpfände mein Ehrenwort, daß das nicht halb so lustig war, wie es sich anhören mag! –, so vergingen doch nur Augenblicke, bis ein wahrer Hagel von Hieben und Tritten auf mich herunterprasselte. Dem Lärm und den Schreien nach zu urteilen, mußten rings um mich herum die wildesten Raufereien im Gange sein, aber davon hatte ich herzlich wenig. Ich hatte alle Hände und Füße voll damit zu tun, am Leben zu bleiben.

Ein Fuß traf meine Seite und trieb mir die Luft aus den Lungen. Ich packte ihn, verdrehte ihn samt dem daranhängenden Bein und warf den Kerl in hohem Bogen von meiner Brust herunter, bekam in der nächsten Sekunde einen gemeinen Hieb gegen die Kehle und schlug blindlings zurück, während ich würgend nach Luft rang. Eine Hand krallte sich in mein Haar und zog meinen Kopf zurück, und jemand versuchte, mit einem Dolch an meine Kehle heranzukommen.

Ich riß das Knie hoch, trat zu und traf, und der Dolch verschwand – aber nur, um gleich darauf von einer schmutzigen Faust abgelöst zu werden, die mir die Nase blutig schlug.

Ich biß kurzerhand hinein.

Eine Sekunde später bekam ich einen Hieb gegen die Schläfe, der mich halb besinnungslos in die Arme meiner Peiniger sinken ließ.

Plötzlich mengten sich in das Heulen und Toben der entfesselten Araber andere Geräusche; Laute, die ich im ersten Moment nicht zu identifizieren wußte. Aber ich registrierte zumindest, daß sich irgend etwas im Heulen der arabischen Lynchgesellen änderte. Mit einem Male klangen die Schreie mehr erschrocken als zornig. Dann hörte ich

ein dumpfes, monotones Stampfen, das mir in diesem Moment herrlicher erschien als der Engelschor, auf den ich eigentlich vorbereitet gewesen war. Der Tritt fester Stiefel und das Klirren von Metall. Dann klang eine harte, befehlsgewohnte Stimme auf, so laut, daß sie selbst über dem Kreischen der Muslime deutlich zu verstehen war:

»Achtung! Kompanie rechts schwenkt! Halt! Erstes Glied, legt an! Feuer!«

Der peitschende, lang nachhallende Knall einer Gewehrsalve ließ das Dorf erzittern. Die Araber, die mich gepackt hatten, fuhren heulend herum, erblickten das Karree der Rotröcke, bei dem eben das zweite Glied vortrat und die Gewehre anlegte, und ließen mich endlich los. Von einer Sekunde auf die andere verwandelte sich der Mob in eine kreischende, kopflos flüchtende Menge, die jegliches Interesse an dem Ungläubigen verloren hatte.

Stöhnend richtete ich mich auf, tastete mit den Fingerspitzen über meine geschwollenen Lippen und stöhnte ein zweites Mal, als ein scharfer Schmerz durch meinen Kiefer schoß. Rings um mich verwehte die Staubwolke, die der eilige Rückzug meiner Gegner hinterlassen hatte, aber in der Luft lag noch immer der deutliche Geruch nach Mord und Blut, und für einen Augenblick drohte ich, nun wirklich das Bewußtsein zu verlieren.

Ich kämpfte die Dunkelheit zurück, die nach meinen Gedanken greifen wollte, stand mit wackeligen Knien auf und wischte mir mit dem Handrücken das Blut aus dem Gesicht.

Dann blickte ich zu meinen Rettern hinüber – und ließ ein überraschtes Keuchen hören. Für einen Augenblick zweifelte ich an dem, was ich da sah. Das britische Empire hatte tatsächlich im richtigen Augenblick eine Kompanie strammer Highlander in die Wüste geschickt, um mich zu retten!

Umständlich klopfte ich mir den Staub von den Kleidern und hob meinen Stockdegen auf. Die Klinge war ein Stück aus der hölzernen Hülle gerutscht, aber die Waffe schien unbeschädigt, was man von ihrem Besitzer nicht unbedingt sagen konnte. Mein Jackett war an zahllosen Stellen zerrissen und mit Blut- und Schmutzflecken übersät, und meine Hose brauchte dringend Faden und Zwirn, denn beide Knie blickten durch große Löcher und von meinem rechten Hosenbein fehlte das untere Stück. Nun gut, dachte ich sarkastisch. Besser von ihr als von dem Bein, das darin steckte…

Jetzt erst fühlte ich mich in der Lage, die britische Armee zu begrüßen und mich für die unerwartete Hilfe zu bedanken. Es handelte sich tatsächlich um eine Kompanie schottischer Hochlandsoldaten, die mit ihren Kilts und Pelztaschen in dieser Umgebung reichlich fehl am Platz wirkten. Gott sei Dank.

Sie standen so steif wie bemalte Statuen in drei Reihen gestaffelt vor mir und hatten den Blick starr geradeaus gerichtet. Ein Sergeant mit martialisch aufgezwirbeltem Schnurrbart trat einen Schritt vor und bellte seine Befehle mit einer Lautstärke, als gälten sie den in den hintersten Winkeln des Dorfes versteckten Arabern, und nicht den hundert Mann vor ihm.

Die Truppe schwenkte wie ein Mann herum und gab mir den Blick auf ihren Kommandanten frei – wenigstens vermutete ich, daß es ihr Kommandant war: ein hagerer Militär um die Fünfzig, der so aussah, als wäre er gerade aus einem Modejournal für Armeeoffiziere entsprungen, und nicht aus der Wüste. Sein roter, mit goldenen Tressen und Binsen besetzter Uniformrock war aus bestem Material und saß wie angegossen. Ebenso die dunklen Reithosen, die in blitzblank geputzten Stiefeln steckten, in denen ich mich hätte spiegeln können.

Der Offizier sah mir aus kleinen, grauen Augen entgegen, steckte seinen Revolver mit einer eckigen Bewegung in die Gürteltasche zurück und legte beide Hände um den Griff seines prunkvollen Säbels. Seine linke Augenbraue sank etwas herab, als er noch einmal Luft holte und mit schnarrender Stimme zu sprechen begann: »Hatten verfluchtes Glück. Wenn nicht zufällig einer meiner Späher gesehen hätte, wie die verwünschten Eingeborenen über sie herfielen, wären Sie jetzt ein verdammt toter Mann.«

Ich nickte, versuchte zu lächeln und verzog statt dessen schmerzhaft das Gesicht, als meine Unterlippe abermals aufriß. »Besten Dank«, sagte ich gequält. »Das war wirklich Rettung in letzter Sekunde! Wenn Sie einen Augenblick später gekommen wären...«

Der Offizier blinzelte, kam mit steifen Schritten auf mich zu und maß mich mit der Art von herablassend-abschätzendem Blick, zu der auf der ganzen Welt nur Soldaten der höheren Charge fähig sind. »Sind Sie ein verdammter Yankee oder ein guter Englishman?« fragte er, sichtlich über meinen amerikanischen Akzent befremdet.

»Ich bin Robert Craven aus London, Ashton Place 9«, antwortete ich automatisch.

Meine Worte zeigten eine größere Wirkung, als ich selbst gehofft hatte, denn der Offizier riß die Augen auf, daß ihm das Monokel herausgefallen wäre, hätte er eines getragen. Ganz offensichtlich kannte er London, und ebenso offensichtlich wußte er, was die Adresse zu bedeuten hatte, die ich ihm nannte.

Immerhin gibt es in Old London nur wenige noch feudalere Gegenden als der Platz, an dem Andara House liegt – Schloß Windsor zum Beispiel und die Houses of Parliament gehören dazu. Das Stadtviertel, aus dem der Colonel stammte, mit Sicherheit nicht.

Er räusperte sich mehrmals, bis er sich wieder gefaßt hatte, verschränkte die Hände hinter dem Leib und begann abwechselnd auf Zehenspitzen und Absätzen zu wippen, während sein Blick finster über das Dorf glitt. »Man muß diesen verdammten Eingeborenen immer wieder einmal zeigen, daß wir die Herren hier sind. Sonst werden sie verdammt frech und fallen über unsereins her. Auch wenn wir nicht gerade wie ein Gentleman aussehen!«

Ich ging gutmütig über die kleine Spitze hinweg und überlegte, wie ich die Soldaten jetzt nur noch dazu bringen konnte, mir den Weg in die Moschee freizumachen, damit ich an das darin verborgene Tor und auf diese Weise wieder nach Hause kam. Das dumme Gesicht, das der Colonel machen würde, wenn ich vor seinen Augen verschwand, konnte ich dann zwar nicht mehr sehen, mir aber jetzt schon lebhaft vorstellen.

Doch der Offizier hatte ganz andere Absichten bezüglich meiner Person. Offensichtlich hatte er mein Schweigen falsch gedeutet, denn er räusperte sich abermals, hörte endlich auf, auf der Stelle zu wippen, und blieb auf den Zehenspitzen stehen, wodurch er mir immerhin fast bis zur Krawattennadel reichte. »McFarlane!« brüllte er. »Wir marschieren in unser verdammtes Lager zurück!«

Sprach's, drehte sich auf der Stelle herum und stieg auf sein Pferd, das von einem arabischen Diener herbeigeführt wurde.

»Los, mitkommen!« Der Sergeant schnauzte mich an wie einen seiner Rekruten, als ich dem Colonel nicht sofort folgte.

»Aber ich muß...«, protestierte ich, kam aber nicht weiter, denn McFarlane schnitt mir mit einer herrischen Bewegung das Wort ab.

»Gar nichts müssen Sie! Wir haben sie nicht aus den Klauen dieser Kerle geholt, um sie jetzt zurückzulassen! Verstanden?« brüllte er. Gleichzeitig winkte er zwei Soldaten aus dem Glied, die ernsthafte

Anstalten machten, mich einfach unter den Armen zu fassen und mitzuschleifen.

Ich verfluchte die Borniertheit des Sergeanten, hatte jedoch keine Chance, dem eisenharten Griff der Soldaten zu entkommen. Es waren baumlange Schotten, die glattweg Brüder Rowlfs sein konnten. Jeder von ihnen sah ganz so aus, als könne er mit bloßen Fäusten einen ausgewachsenen Ochsen niederschlagen; einen ausgewachsenen Robert Craven allemal.

Ich versuchte erst gar nicht, mich zu wehren. Nicht zuletzt, weil ich wenig Lust verspürte, den Kampf mit meinen arabischen »Freunden« gegen eine Prügelei mit einer Kompanie englischer Soldaten einzutauschen.

* * *

Gegen Mittag war es so heiß geworden, daß die Pferde einfach nicht mehr weiter konnten. Ein leichter, aber beständiger Wind wehte von Norden und trug Wärme in klebrigen Wogen aus der Wüste heran, und der Sand, der hier fast weiß war, reflektierte das Licht der Sonne wie ein gewaltiger welliger Spiegel.

Nirgends zeigte sich auch nur das mindeste Anzeichen von Leben. Selbst die Staub- und Sandwolken, die die Hufe der Pferde aufgewirbelt hatten und die ihren Weg markierten, erinnerten Guillaume an beigebraune Leichentücher.

Obgleich die Sonne wie ein weißglühender Fleck geschmolzenen Eisens am Himmel hing und ihm die Tränen in die Augen trieb, zwang er sich, nach oben zu blicken, um die ungefähre Zeit abschätzen zu können. Sie waren den Abend, die ganze Nacht und den halben Tag geritten, bis Hitze und Erschöpfung die Pferde einfach nicht mehr weiterlaufen ließ, und die einzige Linderung, die sie den geschundenen Tieren und sich selbst gönnen konnten, war der allmählich mit der Sonne mitwandernde Schatten des mächtigen Felsbrockens, der drei Manneslängen hoch aus dem Wüstensand ragte. Das Wasser, von dem sie einen mehr als großzügigen Vorrat mitgenommen hatten, war jetzt fast aufgebraucht, und auch Guillaume fühlte sich schwach und kraftlos wie ein neugeborenes Kind, obwohl sie ihre Waffen und die schweren Kettenhemden und Helme abgelegt hatten, kaum daß Nizars Festung außer Sichtweite gekommen war.

Trotzdem wartete er voller Ungeduld darauf, daß die Sonne endlich weiterwanderte und sie ihren Weg fortsetzen konnten. Die große arabische Wüste, an deren Rand sie jetzt seit anderthalb Tagen entlangritten, war nicht ganz so tödlich und leer, wie die meisten Menschen glaubten. Es gab ein Wasserloch, vielleicht noch vier, fünf Stunden entfernt, und wenn sie es erst einmal erreicht hatten, lag das Schlimmste hinter ihnen.

Oder erst vor ihnen, je nachdem.

Guillaume hatte seit dem vergangenen Abend fast ununterbrochen darüber nachgedacht, wie er Philippe de Valois die schlechte Nachricht am besten beibringen konnte, ohne sich seinen Zorn zuzuziehen und in Ungnade zu fallen. De Valois war ein tapferer Streiter Christi, aber er war nicht unbedingt zimperlich in der Wahl seiner Mittel. Und – was schlimmer war – er war ein Choleriker, wie Gott der Herr nur einen geschaffen hatte. Es mochte gut sein, daß Guillaume und die beiden anderen sich beim Reinigen der Latrinen wiederfanden, nachdem sie Valois die Kunde vom Fehlschlag ihrer Mission überbracht hatten.

Guillaume verfluchte insgeheim Renards aufbrausendes Wesen, dem sie letztlich das endgültige Scheitern ihrer Mission zu verdanken hatten. Er war sicher gewesen, daß es ihm gelingen würde, Nizar zur Herausgabe des magischen Auges zu überreden, irgendwie. Renards Herausforderung hatte alles zunichte gemacht, denn er hatte sich wohl oder übel vor seinen Kameraden stellen müssen, wollte er nicht vor dem Heiden das Gesicht verlieren.

Nicht, daß Guillaume Renard wirklich grollte – er konnte seine Gefühle Nizar gegenüber nur zu gut verstehen, denn er teilte sie, obgleich er weniger Zorn als vielmehr Verachtung für den fettleibigen Möchtegern-Magier empfand. Nizar war kein wirklicher Zauberer. Er gebot über große Macht, aber es war nicht seine eigene, sondern eine Kraft, die er dem Auge entliehen – genauer gesagt, gestohlen – hatte, und die ihn eines Tages selbst vernichten würde. Guillaume dagegen kannte Männer mit echten magischen Kräften. Philippe de Valois gehörte dazu, oder Andre de la Croix, der Storm-Master des Ordens, der sie so überraschend verlassen hatte und auf dessen Rückkehr sie alle schon seit Wochen warteten. Oder er selbst; wenngleich seine eigenen magischen Kräfte eher bescheiden zu nennen waren.

Nein – Nizar war nicht das Problem. Spätestens nach Bruder de la Croix' Rückkehr aus Paris konnten sie ihn zertreten wie einen Wurm.

Das Problem war, daß sie nicht so viel Zeit hatten.

Es hatte Jahre gedauert, den neuen Standort der Teufelsrose zu finden, und niemand wußte zu sagen, wie lange sie in jenem Wüstental drei Tagesritte nördlich von hier bleiben würde. Und ein Angriff ohne das Auge des Satans würde vielleicht – nur vielleicht – erfolgreich sein, aber ungeheure Opfer fordern.

»Nun, Bruder Guillaume?«

Renards Stimme riß den Templer jäh in die Wirklichkeit zurück. Er sah auf, blinzelte einen Moment gegen die Sonne in das schmale Gesicht Renards hinauf und beschattete die Augen mit der Hand.

»Woran denkst du?« fragte Renard. »An Bruder Philippe?«

Guillaume lächelte flüchtig. »Nun«, sagte er. »Er wird nicht sehr erbaut sein, wenn wir mit leeren Händen zurückkommen.«

»Hättest du mich nicht zurückgehalten…«, begann Renard, wurde aber sofort von Guillaume unterbrochen:

»Wären wir jetzt alle tot, und zwischen Nizar und unseren Brüdern würde Krieg herrschen.«

Renard spie aus. »Unsinn. Dieser Heide hätte es nicht gewagt, die Hand gegen einen Tempelherren zu erheben.«

»Er nicht, aber seine Krieger bestimmt«, murmelte Guillaume. Aber dann lächelte er traurig. »Nein, Bruder, das ist es auch gar nicht, was mir Sorgen bereitet. Philippe wird vielleicht zornig sein, aber er beruhigt sich auch wieder. Ich denke an unsere Brüder, die fallen werden, wenn wir die Teufelsrose ohne Bruder de la Croix' Unterstützung angreifen müssen. Und ohne das Auge.«

»Wenn sie fallen, dann für Gott den Herrn«, sagte Renard überzeugt.

Guillaume blickte ihn stirnrunzelnd an. »Ich halte ein Leben für den Herrn für sinnvoller, Bruder«, sagte er ernst. »Wir brauchen das Auge des Satans. Schon, um es nach getaner Arbeit zu vernichten. Es ist ein Werk des Teufels, das nicht sein darf.«

»Dann laß es uns holen.« Renard griff schon wieder zum Schwert. »Reiten wir zurück und erschlagen Nizar.«

»Wir kämen nicht einmal in seine Nähe«, murmelte Guillaume. »Nein,

Bruder – er ist gewarnt und wird vorsichtig sein. Wir müssen einen… einen anderen Weg finden.«

Renard erbleichte, denn er begriff sehr wohl, was die Worte Guillaumes zu bedeuten hatten. Und auch Guillaume erschrak über seinen eigenen Vorschlag, denn er hatte ihn ausgesprochen, ohne darüber nachzudenken. Die Worte waren wie von selbst über seine Lippen gekommen. Fast, dachte er schaudernd, als hätte sie ihm jemand eingeflüstert…

»Die… die Schwarze Stadt?« flüsterte Renard.

Guillaume nickte. »Die Schwarze Stadt.«

»Das ist Ketzerei«, murmelte Renard.

»Unsinn!« Guillaume drehte sich zornig herum und ballte die Faust. »Auch das Auge des Satans ist Teufelswerk, und trotzdem werden wir es benutzen, um das Böse damit zu vernichten. Wir haben keine andere Wahl.«

»Und unsere Seelen?« fragte Renard.

Diesmal dauerte es länger, bis Guillaume antwortete. »Sie werden keinen Schaden nehmen«, sagte er. »Ich nehme euch die Beichte ab, ehe wir aufbrechen, und werde euch die Absolution erteilen.«

»Wir.« Renard nickte. »Und du?«

»Ich fürchte den Teufel nicht«, erklärte Guillaume überzeugter, als er sich bei diesen Worten fühlte. »Und selbst, wenn ich ihm anheimfallen sollte, so opfere ich mich gerne für das Leben unserer Brüder.«

Renard antwortete nicht mehr.

Aber weniger als eine halbe Stunde später ritten die drei Tempelritter, nun wieder voll gerüstet, weiter.

Ziemlich genau in die entgegengesetzte Richtung, in die sie ihr Weg eigentlich führen sollte.

Nämlich direkt in die Wüste hinein.

* * *

Nach einem etwa einstündigen Marsch durch die Wüste erreichten wir das Lager, das aus nur einer Handvoll schmuckloser Militärzelte bestand, die sich im Schatten einiger Palmen drängten. Eine Anzahl Soldaten, die wohl als Wache zurückgeblieben waren, kam uns entgegen, verfolgt von einer lärmenden Horde neugieriger Araber in schreiend bunten Kleidern, die ebenso neugierig wie die Highlander, aber weit weniger zurückhaltend waren, denn sie begannen sofort, den fremden Inglese mit dem sonderbaren Haar anzustarren und zu begrabschen und an seinen Kleidern zu zupfen, bis McFarlane mit einem urgewaltigen Brüllen dafür sorgte, daß ich wenigstens genug Platz zum Atmen behielt. Zu meiner Überraschung gewahrte ich sogar eine junge, sichtlich englische Lady, die jedoch am Rand der Oase zurückblieb und uns mit geziemlicher Zurückhaltung, aber eindeutig erwartungsvoll entgegensah.

Die geordnete Formation, in der wir bisher marschiert waren, löste sich fast augenblicklich auf, kaum daß wir das Lager erreichten. Ich hielt nach dem Offizier Ausschau, der – wie ich von McFarlane erfahren hatte – auf den guten alten englischen Namen Cedric Harold Lucius Mandon Trouwne hörte und im Range eines Colonels stand, konnte ihn aber in dem allgemeinen Durcheinander nicht ausmachen. Das Chaos hielt aber nur wenige Augenblicke an, ehe es von einem zornigen Befehl McFarlanes beendet wurde. Die Hast, mit der die Soldaten Haltung annahmen, bestärkte mich in meiner Überzeugung, daß McFarlane zu mehr Dingen fähig war als schreien. Auch wenn er das zweifellos am besten konnte.

Trouwne sprengte auf seinem Hengst heran und zügelte das nervöse Tier neben dem Sergeanten. »McFarlane! Lassen Sie die verdammte Kompanie in das Lager einrücken. Und dann sorgen Sie verdammt noch mal dafür, daß Mister Craven mit ordentlicher Kleidung versorgt wird und einen Platz in einem Zelt erhält!«

Der Sergeant schlug knallend die Hacken zusammen und legte die Hand an den weißen Tropenhelm.

»Verstanden, Sir. Kompanie einrücken lassen und Mister Craven versorgen!« Er drehte sich mit einer eckigen Bewegung um und bellte seine Befehle über die Truppe, etwas gerafft, dafür aber dreimal so laut wie Trouwne zuvor. Innerhalb weniger Augenblicke hatten sich die Soldaten zwischen den Zelten verteilt und ihre Gewehre zu ordentlichen Pyramiden zusammengestellt.

»Verdammt gut, McFarlane«, sagte Trouwne von der Höhe seines Pferdes herab. »Mister Craven, ich erwarte Sie in einer verdammten

Stunde in meinem Zelt zum Dinner!« Er deutete ein Nicken an, riß sein Pferd auf der Stelle herum und hätte dabei um ein Haar McFarlane über den Haufen geritten.

Sein Ziel war die junge englische Lady, die noch immer fast reglos an ihrem Platz unter der Palme stand, mich noch immer von Kopf bis Fuß musterte und dabei ungeduldig ihren Sonnenschirm kreisen ließ. Sie blickte mir noch nach, als der Colonel längst abgestiegen war und sein Pferd einem Diener übergeben hatte. Ich sah noch, wie sie heftig auf ihn einzureden begann, dann baute sich McFarlane vor mir auf.

»Mitkommen!« brüllte er, in einer Tonlage, die er wohl für ein Flüstern hielt.

* * *

Eine Stunde später war ich unterwegs zum Zelt des Colonels. Ich war von einem arabischen Diener, der für die Kompanie als Barbier arbeitete, frisch rasiert und mit Rosenwasser einbalsamiert worden; außerdem hatte McFarlane das seiner Ansicht nach Beste geleistet und mir seine Reserveuniform ausgeborgt. Meine eigene Kleidung befand sich nämlich in einem Zustand, der ein Erscheinen vor den Augen einer Dame nicht mehr zuließ.

Was nicht etwa hieß, daß ich mich irgendwie wohler gefühlt hätte als in den Fetzen, in denen ich hergekommen war. Da McFarlane der Sergeant eines Hochlandregimentes war, bestanden die Beinkleider seiner Uniform nämlich nicht aus Hosen, sondern aus einem karierten Kilt Der Wind, der um meine nackten Knie strich, gab mir das unangenehme Gefühl, in Unterhosen herumzulaufen. Da half auch der rote Uniformrock wenig, zumal die pelzbesetzte Tasche, die zum Kilt gehörte, bei jedem Schritt unangenehm gegen meine Oberschenkel schlug.

Ein weiterer arabischer Diener erwartete mich vor Trouwnes Zelten und öffnete mir die Plane. Ich trat schicksalsergeben ein und sah, daß der Colonel und seine Tochter bereits an einem kleinen Tischchen saßen und mich erwarteten.

Für einen Moment gelang es ihnen sogar, mir halbwegs gelassen entgegenzublicken. Dann begann die Lady zu kichern und preßte schließlich die Hände gegen den Mund, um nicht lauthals herauszuplatzen, während die Adern auf der Stirn des Colonels bei meinem Anblick bedenklich anschwollen.

»McFarlane, verdammt!« brüllte er, daß die Zeltwände wackelten. Keine fünf Sekunden später schoß der Sergeant wie eine Kanonenkugel im rotweißen Kilt in das Zelt herein und blieb vor dem Colonel stehen.

»McFarlane!« wiederholte Mandon Trouwne schneidend. »Sehen Sie sich verdammt noch mal diesen Mann an!«

»Yes, Sir!« Der Sergeant salutierte und drehte sich zackig zu mir um.

»Was ist das, McFarlane, verflucht noch mal?« schnaubte der Colonel. Er stand halb auf, funkelte McFarlane mit kampflustig gesträubtem Schnauzbart an und wies auf den rechten Ärmel des Uniformrockes. »Sie haben vergessen, daß Craven ein verdammter Zivilist ist und kein Angehöriger unserer ruhmreichen Armee!«

McFarlane erbleichte, schluckte sichtbar und riß mir mit einer blitzschnellen Bewegung die Sergeantenwinkel und das Kompanieabzeichen vom Ärmel.

»Gut, McFarlane! Sie können verflucht noch mal abtreten!« erklärte Mandon Trouwne, nicht unbedingt ruhiger, aber wenigstens halbwegs zufriedengestellt. Der Sergeant klemmte sich die Abzeichen unter den Arm und stiefelte erleichtert aus dem Zelt. Mandon Trouwne blickte mich noch einen Moment lang mißtrauisch an, dann nickte er unmerklich, drehte sich herum und winkte dem Diener, mir ein Glas Wein zu bringen.

»Willkommen am verflucht schützenden Busen des britischen Empire, Mister Craven«, sagte Trouwne, schmetterte zackig die Absätze zusammen und leerte sein Glas mit einem Zug – was ihm einen strafenden Blick seiner Tochter einbrachte.

Ich deutete eine knappe Verbeugung an, nippte vorsichtig an meinem Glas und schenkte Trouwnes Tochter ein eher pflichtschuldiges als herzliches Lächeln, ehe ich mich wieder an den Colonel wandte. »Ich danke Ihnen für den Schutz, den Sie mir angedeihen ließen, Colonel. Und Ihnen für Ihre Gastfreundschaft, Madam!«

»Miss«, korrigierte sie mich und senkte errötend den Kopf, ohne mich jedoch auch nur einen Sekundenbruchteil lang aus den Augen zu lassen.

Trouwne räusperte sich übertrieben, und ich wandte meine Aufmerksamkeit von seiner Tochter ab. »Darf ich vorstellen?« erklärte Trouwne umständlich. »Mister Robert Craven aus dem verflucht

schönen London. Meine Tochter Letitia. Sie ist in den verwünschten Sudan gekommen, um Captain Ebenezer Flawsthorn zu heiraten. Doch leider ist ihr Verlobter vor der Hochzeit in einem Gefecht mit den räudigen Hunden dieses verdammten Mahdi gefallen. Da ich der Ansicht bin, daß dieser verfluchte Sudan keinen sicheren Aufenthaltsort für eine unverheiratete Lady darstellt, bringe ich Letitia wieder nach Aden zurück.«

»Das halte ich für einen lobenswerten Entschluß, Colonel!« erklärte ich pflichtschuldig. Aden? dachte ich verwirrt. Daß es mich in den vorderen Orient verschlagen hatte, hatte ich mittlerweile begriffen, aber Aden? Wenn ich meinen Atlas richtig im Kopf hatte, waren wir also nicht weit vom Indischen Ozean entfernt!

»Sie soll auch zum Teufel noch mal wieder unter junge Menschen kommen, habe ich mir gesagt. Außerdem ist es für sie an der Zeit, sich einen verdammten Ehemann zu suchen und ein Dutzend schreiender Bälger zu bekommen. Sind Sie eigentlich schon verheiratet?«

Wahrscheinlich war es eher der Umstand, daß der Colonel den letzten Satz weder mit einem ›Verdammt‹ noch irgendeiner anderen Verwünschung verziert hatte, der mich aufhorchen ließ.

»Verheiratet?« wiederholte ich gedehnt, um Zeit zu gewinnen. »Nun, nicht direkt, aber –«

»Na, wenn das kein verdammter Zufall ist!« sagte Trouwne.

»– aber verlobt«, fuhr ich fort. »Und mit sehr ernsten Absichten, Sir.«

Trouwnes Schnauzbart sank enttäuscht herab.

Hastig wandte ich mich an Letitia. »Ich bedauere Ihren Verlust außerordentlich«, sagte ich, und das war nicht einmal gelogen. Ich kannte Ebenezer Flawsthorn nicht, aber die Aussicht, die Gesellschaft dieser heiratswütigen Dame und ihres Vaters länger ertragen zu müssen als unbedingt notwendig, trieb mir den Schweiß auf die Stirn.

Dabei war Letitia Trouwne nicht gerade unansehnlich. Ihre Figur war für meinen Geschmack etwas zu üppig, aber durchaus noch mehr als akzeptabel. Sie besaß den typisch hellen Teint, den die im Orient lebenden europäischen Frauen mit riesigen Hüten und Sonnenschirmen so tapfer verteidigten. Ihr Gesicht war stets rundlich und die Nase zu kurz, um nicht darin unterzugehen. Am interessantesten fand ich noch ihre großen, intensiv blau strahlenden Augen und ihr langes, goldblondes Haar.

Mit einem Wort, sie sah stinklangweilig und fad aus. Doch die jungen Offiziere an der Front hatten wahrscheinlich aus Ermangelung an Besserem (und nicht zuletzt aus Furcht vor ihrem Vater) eine schwärmerische Bewunderung für sie an den Tag gelegt. Es war nicht sehr schwer, sich vorzustellen, wie sie auf den kleinsten Wink ihres Fingers hin gesprungen waren. Und nun hielt sie sich wohl für unwiderstehlich und hatte sich eben ein neues Opfer erkoren.

Mich.

Nur verspürte ich keine besondere Lust, mich erlegen zu lassen.

Letitia schien den langen Blick, mit dem ich sie musterte, gründlich mißzuverstehen, denn sie setzte sich in Positur, nippte geziert an ihrem Glas und wandte sich endlich an mich.

»Ich freue mich, daß Sie uns bis Aden begleiten werden, Mister Craven. Mein Vater stellt das Militär zwar über alles, doch ich sage immer, daß man einen Gentleman nicht allein durch eine Uniform erkennen kann.«

Selbst wenn sie so schön gewesen wäre wie Aphrodite selbst, und wenn es Priscylla nicht gegeben hätte, die daheim in London auf mich wartete, hätten diese wenigen Worte Letitias letzte Chance, Mrs. Letitia Craven zu werden, zunichte gemacht. Ich habe etwas gegen vorschnelle Urteile, aber in diesem Fall wußte ich einfach, daß sie dumm wie Bohnenstroh war.

Und wenn ich etwas hasse, so sind es Frauen, die mangelnden Verstand durch Schönheit ausgleichen zu können glauben. Vor allem, wenn sie nichts hatten, was als Ausgleich herhalten konnte.

Ich bemühte mich, während des Gesprächs nicht zu unhöflich zu wirken. Gottlob übernahm Mandon Trouwne den größten Teil der Unterhaltung, indem er seine sämtlichen Feldzüge aufzählte und diese Berichte mit jeder Menge von Goddams (Zu deutsch: Gottverdammt).

Mandon Trouwne gehörte zu jener Art Mensch, die schon in Uniform auf die Welt gekommen sein mußte. Das ganze Dinner wurde nämlich aus den Beständen der britischen Armee bestritten. Es gab marinierte Rinderzunge – in Büchsen –, gekochtes Hammelfleisch aus Wales – in Büchsen – und Bohnen aus Herefordshire – in Büchsen. Als Nachtisch tischte uns der Colonel natürlich nicht so etwas Ordinäres wie Datteln auf, die draußen zuhauf an den Bäumen hingen, sondern eingelegte Apfelscheiben aus Sussex – in Büchsen –, und Trockenpflaumen, auf deren natürliche Wirkung ein Europäer in diesen Breiten

normalerweise verzichten kann.

Ich tröstete mich damit, daß die Speisen zumindest genießbar aussahen und ich halbwegs satt wurde. Schließlich räumte der Diener Teller und Bestecke ab und brachte dafür die Portweinkaraffe und zu meiner Erleichterung zwei Gläser. Nicht, daß es mich überrascht hätte, hätten wir aus Büchsen getrunken. Der Colonel ließ sich einschenken und stand auf.

»Auf das Wohl Ihrer Majestät, der Königin Viktoria!« Ich erhob mich notgedrungen und nippte von dem Getränk. Es schmeckte nach Armee. Ich begann, Mandon Trouwne um seinen eisernen Magen zu beneiden. Um weiteren Attacken auf meine Geschmacksnerven zu entgehen, erklärte ich, daß mich der aufregende Tag erschöpft hätte, und bat den Colonel, mich zurückziehen zu dürfen.

»Gehen?« Trouwne starrte mich über den Rand seines Glases hinweg an. »Aber wieso denn gehen, verdammt? Der gemütliche Teil beginnt doch gerade erst, zum Teufel! Setzen Sie sich, verdammt!«

Instinktiv gehorchte ich. Trouwne schenkte mir ein joviales Lächeln, ließ sich ebenfalls wieder auf seinen Stuhl sinken und nahm eine entspannte Haltung an – was hieß, daß er die Beine übereinanderschlug und dasaß, als hätte er einen Besenstiel verschluckt. »Nachdem Sie jetzt alles über mich und meine Tochter wissen, wäre es da nicht verdammt noch mal an der Zeit, daß Sie uns nun etwas über sich erzählen?« fragte er. »Es kommt nicht alle Tage vor, daß ich einen verdammten Stutzer wie Sie aus einer Menschenmenge pflücken muß, die gerade dabei ist, ihn zu lynchen, zur Hölle. Verdammt, was haben Sie in dieser Moschee gesucht?«

»Pilze«, antwortete ich hastig.

Trouwne starrte mich an, riß die Augen auf und setzte zu seiner zornigen Entgegnung an. Aber sie kam nicht, denn meine Geduld war nun endgültig erschöpft. Und Trouwne war wahrscheinlich der allerletzte, der in der Lage gewesen wäre, sich gegen einen suggestiven Befehl zur Wehr zu setzen. Statt der wütenden Entgegnung, zu der er Atem geschöpft hatte, breitete sich ein fast glückliches Lächeln auf seinen Zügen aus, dann nickte er.

»Natürlich, was sonst.« Ein ganz kleines bißchen klang es irritiert, aber das lag vielleicht daran, daß in meinem lautlosen Befehl jegliches verdammt oder zur Hölle gefehlt hatte.

»Und nach einem so anstrengenden Tag, lieber Colonel«, fuhr ich fort,

»sehen Sie es mir sicherlich nach, wenn ich nochmals um die Erlaubnis bitte, mich zurückziehen zu dürfen.«

»Gehen Sie ruhig, junger Mann«, sagte Trouwne fast hastig. »Ich werde McFarlane Befehl geben, daß er morgen früh ein Kamel für Sie satteln läßt.«

Miss Letitia schenkte mir noch ein sehr freundliches Lächeln.

Die Luft war angenehm kühl, und die Sterne glänzten wie goldene Lichter auf schwarzem Samt, als ich in die Wüstennacht hinaustrat. Es war ein Bild des Friedens. Und doch konnte ich das Gefühl drohenden Unheils, das immer stärker an mir zu nagen begann, nicht abschütteln. Wenn ich gekonnt hätte, wäre ich auf dem schnellsten Weg in das Araberdorf zurückgekehrt. Aber ganz davon abgesehen, daß ich es nicht konnte – was hätte es mir schon genutzt?

* * *

Es war wie beim ersten Mal. Die Angst war da, und die Schatten, die wie lautlose Tiere aus den finsteren Winkeln der Wirklichkeit gekrochen waren. Und die Kälte, die dem grellen Glanz der Sonne Hohn sprach – und immer wieder die Angst.

Guillaume de Saint Denis blickte schaudernd auf die chaotische Ansammlung formloser schwarzer Basaltbrocken herab, die sich zwischen den Sanddünen erhoben wie Klippen aus einem bizarren, erstarrten Meer. Es war noch immer Tag, wenngleich er sich auch jetzt allmählich dem Ende zuneigte und in weniger als einer Stunde die kurze Dämmerung der Wüste hereinbrechen würde, aber dort unten, zwischen den sanft gewellten Flanken der Sanddünen, herrschte bereits Dunkelheit.

Es war eine sehr eigenartige Dunkelheit, etwas wie ein finsterer Vorhang, hinter dem sich Dinge verbargen, an die er lieber nicht denken mochte. Und es war eine ebenso seltsame, irgendwie körperlose Kälte, die ihm und den beiden anderen Tempelrittern aus der Ruinenstadt entgegenschlug. Beides war auf angsteinflößende Weise nicht real.

So wie diese ganze Stadt, dachte Guillaume. Er wußte nicht, woher er die Überzeugung nahm, aber er wußte, daß diese Stadt – wenn schon nicht real – so doch ganz bestimmt nicht von dieser Welt stammte. Alles an ihr war falsch.

»Es wird bald dunkel, Bruder«, sagte Gouvin du Tourville. »Wir sollten uns beeilen.« Seine Stimme drang nur verzerrt unter dem Helm hervor, den er – wie die beiden anderen Templer – wieder übergestülpt hatte, aber trotzdem konnte Guillaume den Unterton von nur noch mühsam unterdrückter Angst darin deutlich hören. Und irgendwie war er froh, mit seiner Furcht nicht allein zu sein.

Sie ritten weiter. Ihre Tiere begannen zu scheuen, als sie sich den Ruinen näherten, aber diesmal waren es nicht Hitze und Durst, die sie gegen die Befehle ihrer Reiter aufbegehren ließen. Die Tiere spürten das Fremde, Böse, das von der Schwarzen Stadt ausging, so deutlich wie ihre Herren. Vielleicht deutlicher.

Und wie die beiden ersten Male, als sie hiergewesen waren, weigerten sie sich, der Stadt näher als dreißig Schritte zu kommen.

Es war ein Jahr her, daß Guillaume de Saint Denis, Gouvin du Tourville, und Renard de Banrieux die Ruinen der Schwarzen Stadt hier im Wüstensand entdeckt hatten, durch einen jener unglaublichen Zufälle, die sich bei genauerer Betrachtung meist als alles andere denn als Zufall entpuppten.

Es war während eines Sandsturmes gewesen, der sie jäh überrascht hatte. Sie hatten Deckung zwischen den Dünen gesucht, um nicht von den entfesselten Naturgewalten umgebracht zu werden, und statt eines Versteckes hatten sie diese bizarren schwarzen Ruinen gefunden: nur ein paar Brocken zuerst, die der Sturm freigelegt hatte. Aber schon eine erste, flüchtige Untersuchung hatte ihnen gezeigt, daß die schwarzen Klippen nur die obersten Türme und Mauerspitzen einer ganzen Stadt waren, die die Wüste vor Urzeiten verschlungen hatte.

Und daß es eine Stadt des Teufels war.

Zumindest war dies Guillaumes feste Überzeugung. Er konnte den Atem des Satans fühlen, der jedem einzelnen dieser lichtschluckenden schwarzen Brocken innewohnte. Und er war keineswegs so erloschen wie die, die diese Stadt erbaut hatten.

Für einen Moment überkamen Guillaume de Saint Denis noch einmal Zweifel, während sie absaßen und durch den lockeren Sand auf das würfelförmige Gebäude zugingen, in dem er den Eingang zu der unterirdischen Stadt wußte. Sicher – er selbst war es gewesen, der die beiden anderen überredet hatte, hierherzukommen und sich der Hilfe zu versichern, die sie brauchten, um in den Besitz des Auges des Satans zu gelangen.

Aber war es wirklich richtig?

Möglicherweise, dachte er bedrückt, tauschten sie ein Übel gegen ein anderes und größeres ein. Möglicherweise entfesselten sie einen Waldbrand, um einen brennenden Busch zu löschen.

Gouvin du Tourville blieb plötzlich stehen. Seine Hand fiel klatschend auf das Schwert an seiner Seite, während sein Kopf hochruckte und sein Blick mißtrauisch die umliegenden Dünenkämme absuchte.

»Was ist?« fragte Renard de Banrieux besorgt. Auch er griff zum Schwert, zog die Waffe aber noch nicht. Gouvin du Tourville antwortete nicht sofort, sondern drehte sich einmal um seine Achse, während sein Blick weiterhin mißtrauisch die gewellte Horizontlinie absuchte. Dann nahm er mit sichtlicher Überwindung die Hand von der Waffe und zuckte mit den Achseln. »Ich... weiß nicht«, gestand er zögernd. »Irgend etwas ist...« Er brach ab, suchte einen Moment nach Worten und hob schließlich abermals die Schultern. »Vielleicht habe ich mich getäuscht«, murmelte er. »Ich hatte das Gefühl, jemand beobachtet uns.«

Guillaume de Saint Denis sah den Templer verwirrt an. Gouvin war mit seinen Gefühlen ganz und gar nicht allein. Auch er hatte schon seit geraumer Zeit das Empfinden gehabt, von unsichtbaren Augen angestarrt zu werden, es aber auf seine eigene Nervosität und Furcht geschoben. Andererseits...

»Nizar?« fragte Renard de Banrieux. »Du meinst, er hat uns verfolgen lassen?«

Renard nickte. »Zuzutrauen wäre es ihm. Er hat uns ein wenig zu rasch wegreiten lassen, für meinen Geschmack. Vielleicht hat er einige seiner Kreaturen auf unsere Spur gesetzt«

»Kaum«, antwortete Guillaume. »Sie hätten hundert gute Gelegenheiten gehabt, uns zu töten, unterwegs.« Aber seinen Worten fehlte die rechte Überzeugung. Möglicherweise hatten sie Nizar unterschätzt. Daß der Magier wie eine Witzfigur aussah, mochte durchaus Berechnung sein – wer fürchtet schon einen Mann, dessen bloßes Aussehen zum Lachen reizt? Und möglicherweise war es ganz genau das gewesen, was Nizar damit bezweckt hatte, sie so ohne weiteres laufen zu lassen, nachdem Gouvin du Tourville ihn beleidigt und er, Guillaume, ihm gar den Tod prophezeit hatte. Vielleicht wußte er um die Existenz der Schwarzen Stadt und hatte nur darauf gewartet, daß sie ihm den Weg hierher zeigten.

»Wir sollten trotzdem vorsichtig sein«, sagte Gouvin du Tourville. »Vielleicht wäre es besser, wenn einer von uns als Wache hier zurückbliebe. Schon wegen der Pferde.«

Guillaume de Saint Denis schwieg einen Moment. Der Gedanke, nur in Renard de Banrieux' Begleitung – oder gar allein – in die Bleikammer hinunterzusteigen, in der der Grund für ihr Kommen verborgen lag, verursachte ihm Übelkeit.

Aber dann nickte er doch. »Du hast recht, Bruder Gouvin«, sagte er. »Bruder Renard und ich werden allein gehen. Du bleibst hier zurück und deckst unsere Rücken.«

Es gelang Gouvin du Tourville nicht vollends, ein erleichtertes Aufatmen zu unterdrücken. Aber Guillaume de Saint Denis tat so, als hätte er es nicht bemerkt. Gouvins Verhalten hatte nichts mit Feigheit zu tun. Kein denkendes Wesen, das der Angst fähig war, hätte nicht versucht, eine Ausrede zu finden, um nicht in die schwarze Wahnsinnsstadt hinabgehen zu müssen.

Renard und er gingen weiter, während Gouvin fast überhastet zu den Pferden zurückeilte und seinen Wachtposten bezog. Der Eingang war zum Großteil mit Flugsand verschüttet, so daß sie weitere kostbare Minuten damit verschwenden mußten, sich mit den Händen einen Durchgang zu schaufeln, durch den sie ins Innere des Gebäudes hineinkriechen konnten.

Der Tag blieb hinter ihnen zurück, aber es wurde nicht dunkel. Die Wände selbst strahlten ein unangenehmes, irgendwie krank wirkendes Licht aus, die gleiche Art von widerwärtiger Helligkeit, die den größten Teil der Schwarzen Stadt beleuchtete, und die Kälte sprang sie an wie ein unsichtbares Raubtier mit gläsernen Krallen. Aber all das kannte Guillaume de Saint Denis. Alles war so wie das erste Mal, als sie hiergewesen waren.

Nur eines war anders, dachte er schaudernd, als er sich neben Renard de Banrieux aufrichtete und mit einer Kopfbewegung auf die steinerne Treppe deutete, die vor ihnen in die Tiefe führte.

Das erste Mal waren sie vor dem Grauen geflohen, das in der bleiverkleideten Kammer im Herzen der Schwarzen Stadt lauerte.

Diesmal waren sie gekommen, es mit sich zu nehmen...

* * *

Etwas, das sich wie das Winseln eines geprügelten Hundes anhörte, weckte mich. Im ersten Moment fiel es mir schwer, den Laut zu identifizieren, denn obgleich ich am vergangenen Abend noch lange wach gelegen und die durchscheinende Zeltbahn über meinem Kopf angestarrt hatte, hatte ich doch sehr tief und traumlos geschlafen, und ich wachte nicht sofort und vollständig auf, wie es ansonsten meine Angewohnheit war, sondern glitt für einen Moment in dem schmalen Bereich zwischen Schlaf und Wachsein dahin.

Aber dann wiederholte sich das Winseln, ich schlug die Augen auf, blinzelte in das helle Licht einer erbarmungslosen arabischen Morgensonne, das von dem dünnen weißen Stoff des Zeltes kaum gedämpft wurde, und setzte mich gähnend – und noch immer nicht ganz wach – auf. Eine Sekunde später fiel ein röhrender Saurier in das Gewimmer des mißhandelten Hundes ein und riß mich endgültig aus meinem angenehmen Traum, in dem ich durch das Tor in der Moschee in mein Haus zurückgekehrt war.

Mein Blick klärte sich nur langsam. Meine Augen brannten, und mein Kopf war schwer, denn obgleich ich von Trouwnes Wein nur sehr wenig getrunken hatte, war er doch ein verdammt schweres Getränk gewesen. Halb blind und wankend vor Müdigkeit suchte ich nach meinen Kleidern und fand statt der Hose ein eigenartiges Ding, das sich wie ein kurzer Rock anfühlte. Nur allmählich dämmerte es mir, daß das, was ich für einen Alptraum gehalten hatte, die schnöde Wirklichkeit war. Ich befand mich tatsächlich in einem Militärlager in der arabischen Wüste und hatte eine heiratswütige Offizierstochter am Hals.

Wütend starrte ich den Kilt an, knüllte ihn schließlich zusammen und schlüpfte statt dessen in meine eigenen Hosen, die fürsorgliche Hände neben dem Feldbett bereitgelegt hatten. Meine Kleider waren sogar halbwegs gereinigt worden, und Hemd und Jacke machten einen durchaus passablen Eindruck, bedachte man, was sie mitgemacht hatten. Anders die Hose. Auch sie war leidlich sauber, aber ein übereifriger Muselmane hatte Flicken auf die durchgescheuerten Knie genäht – mit dem unnachahmlichen Farbempfinden, das seinem Volk zu eigen ist. Ich kam mir nicht nur ein bißchen vor wie ein Harlekin, als ich aus dem Zelt trat.

Die Kompanie war bereits in voller Uniform angetreten, obwohl die Sonne noch nicht einmal ganz aufgegangen war. Der Hund winselte noch immer, und ich begann mich zu wundern, weil mir sein Gejammer irgendwie bekannte Töne vorgaukelte. Diesem Mandon

Trouwne war es durchaus zuzutrauen, daß er einem Hund God Save the Queen beigebracht hatte. Aber woher hatte er diesen verdammten Saurier, der jetzt wieder zu röhren begann?

Noch immer schlaftrunken, blinzelte ich in die Richtung, aus der der Lärm kam, und erkannte einen Soldaten, der aus Leibeskräften auf einem Dudelsack blies und damit diese schauerlichen Geräusche erzeugte. Neben ihm stand der Colonel mit gezogenem Säbel, während sich Letitia, ihre arabische Zofe und die restlichen einheimischen Diener im Hintergrund hielten und zusahen, wie der Union Jack in einer für die Ohren Mandon Trouwnes würdevollen Zeremonie niedergeholt wurde.

Drei Soldaten nahmen das Fahnentuch in Empfang und legten es zusammen. McFarlane brüllte einen Befehl. Die Soldaten schlugen die Hände klatschend gegen die Kolben ihrer Gewehre. Dann kehrten sie zum Lager zurück und begannen die Zelte abzubrechen.

Ich ging ins Zelt zurück, zog mich vollständig an und nahm auch meinen Stockdegen mit, ehe ich mich zu einer kleineren Gruppe Soldaten gesellte, die sich um einen Kessel geschart hatten. Ein Diener schöpfte mit einer großen Kelle eine dunkle, noch dampfende Flüssigkeit in die Blechbecher, die ihm entgegengehalten wurden. Als mich der Diener sah, scheuchte er die Soldaten einen Schritt zurück und reichte mir einen gefüllten Becher.

Ich verbrannte mir fast die Zunge an der heißen, entsetzlich schmeckenden Brühe, die mit Sicherheit nur in Armeekreisen Kaffee genannt wurde. Aber immerhin weckte die Wärme des Getränkes meine Lebensgeister vollständig.

Inzwischen luden die Soldaten die Zelte und die Feldküche sowie das persönliche Gepäck des Colonels auf ein gutes Dutzend Lastkamele. Nach einem letzten Befehl McFarlanes stellten sie sich in Viererreihen auf, schulterten ihre Gewehre und waren zum Abmarsch bereit. Mandon Trouwne stieg auf sein Pferd und ritt der Truppe voran, während Letitia in einer Kamelsänfte Platz nahm und mich erwartungsvoll ansah. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, daß man wohl von mir erwartete, ebenfalls auf einem der Wüstenschiffe Platz zu nehmen.

Ich leerte meinen Kaffee, drückte die Blechtasse dem ersten Soldaten in die Hand, der das Pech hatte, vorbeizukommen, und näherte mich meinem Reittier.

Man muß ein Kamel selbst gesehen haben, wie es dasitzt, die entsetzlich langen Beine unter den Leib geschlagen und mit dem dämlichsten Gesicht der Welt widerkäuend, um zu begreifen, wie ich mich fühlte.

»Nur zu, mein lieber Craven!« dröhnte McFarlanes Stimme hinter mir. »Es ist nicht viel schwerer als Kutschfahren.«

Ich schenkte ihm einen bösen Blick, kletterte umständlich zwischen die beiden Höcker des Kamels – und fiel auf der anderen Seite wieder herunter, als das Tier die Hinterläufe auseinanderfaltete und sich in die Höhe stemmte. Hier und da begannen ein paar Männer zu lachen, und auch in Letitias Augen blitzte es amüsiert, als ich mich fluchend aufrichtete, mir den Staub aus den Kleidern klopfte und wartete, bis einer der allgegenwärtigen arabischen Diener herbeigeeilt war und das Kamel wieder zum Hinlegen überredet hatte.

Beim zweiten Versuch war ich darauf vorbereitet, daß sich das heimtückische Ungeheuer mit dem Hinterteil zuerst erhob.

Nicht darauf vorbereitet war ich, daß es nach rechts kippte, kaum daß es auf seinen unmöglich langen Beinen stand. Immerhin konnte ich mich an seinem borstigen Fell festklammern, so daß ich wenigstens nicht wieder im Dreck landete. Aber ich machte alles andere als eine gute Figur.

Mühsam krabbelte ich wieder in die sattelähnliche Konstruktion, die zwischen seinen Höckern angebracht war, suchte vergebens nach so etwas wie einem Zügel, und krallte mich im letzten Augenblick wieder fest, als das heimtückische Vieh diesmal zur anderen Seite kippte und mich von seinem Rücken zu schütteln versuchte.

Das schadenfrohe Lachen aus den Reihen der Highlander war mittlerweile deutlich lauter geworden, und auch McFarlane grinste dämlich, während ich versuchte, das Kamel in die Richtung zu lenken, in die es gehen sollte. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, daß das hinterhältige Schütteln meines Reittieres keineswegs eine besondere Gehässigkeit darstellte, sondern die ganz normale Fortbewegungsart des Kamels. Ich begann zu ahnen, warum man diese Tiere Wüstenschiffe nannte.

Habe ich schon erwähnt, daß ich Schiffe hasse? Ganz egal, welche Vorsilbe vor ihnen steht?

Miss Letitia, ein Dutzend Lastkamele und meine Wenigkeit bildeten den Abschluß der langen Kolonne, die das Lager unter der

Dattelpalmen verließ. Wir wandten uns nach Süden, was meine Hoffnung, dieses ungastliche Stück Erde in absehbarer Zeit verlassen und in die Zivilisation zurückkehren zu können, ein wenig aufleben ließ. Den Plan, in das Araberdorf zurückzukehren und in der Moschee nach irgendwelchen Spuren des Tores zu suchen, durch das ich hergekommen war, hatte ich fast ebensoschnell wieder aufgegeben wie ich ihn erwogen hatte. Ich gehörte vielleicht zu dem kleinen Grüppchen Auserwählter, das überhaupt von der Existenz dieses die ganze Welt umspannenden Transportsystemes wußte – aber das bedeutete noch lange nicht, daß ich in der Lage war, damit umzugehen. Ich konnte praktisch auf einem Tor stehen, ohne es auch nur zu bemerken, solange es nicht aktiviert war.

Und ich hatte keine Ahnung, wie man das tat. Doch selbst wenn, wäre das Risiko zu groß gewesen, mich vielleicht auf dem Gipfel des Himalaya wiederzufinden. Oder fünfhundert Faden tief unter Wasser. Oder in der liebevollen Umarmung eines schleimigen Tentakelwesens. Nein – für meinen Weg zurück nach London gab es nur eine Möglichkeit: die lange, beschwerliche Reise über Land und per Schiff.

Als ich an diesem Punkt meiner Überlegungen angekommen war, bemerkte ich, wie Miss Letitia einem ihrer arabischen Diener etwas zuflüsterte. Augenblicke später wieselte der Mann herum und zerrte die drei hochbeladenen Lastkamele zurück, die sich noch zwischen mir und Mandon Trouwnes unverheirateter Tochter befunden hatten, während Letitia ihr Reittier mit einer nicht sehr eleganten, aber dafür gekonnten Bewegung auf mich zu und an meine Seite trieb.

»Auf diese Weise können wir uns am besten unterhalten, Mister Craven«, sagte sie zuckersüß. »Der Weg ist recht weit, wissen Sie, und es gibt ja nichts Grauenvolleres als diese Langeweile hier.«

In diesem Punkt war ich entschieden anderer Meinung, aber meine Höflichkeit verbot es mir, sie über ihren Irrtum aufzuklären.

»Und Sie wohnen wirklich in diesem wunderschönen Haus am Ashton Place, Mister Craven?« begann sie. »Ich habe es in London immer wieder bewundert. Es ist so groß und stattlich und besitzt so ein gewisses Etwas, das man kaum erklären kann. Man hat fast das Gefühl, als wenn dieses Haus einen eigenen Charakter besitzt!«

Wenn du wüßtest, dachte ich verärgert, ohne jedoch eine Lösung zu finden, wie ich Letitias Süßholzraspeln ein Ende bereiten konnte. Ihr Gerede begann mir bereits jetzt auf die Nerven zu gehen. Außerdem spürte ich eine Spannung in mir aufkommen, die mich von Minute zu

Minute nervöser werden ließ. Trotzdem lächelte ich pflichtschuldig und antwortete mit ein paar Belanglosigkeiten, die sie entschieden in den falschen Hals bekam, denn sie fuhr fort, das zu tun, was sie für ein Flirten hielt.

Die nächsten zwei Stunden erspare ich mir an dieser Stelle. Letitia redete und redete, wobei sie immer vertraulicher wurde und mir immer näher kam. Als sie schließlich begann, mir gewisse intime Dinge mitteilen zu wollen, Dinge, die normalerweise nur gute Freundinnen einander anvertrauen, rettete mich ihr Vater, der auf seinem Hengst herangesprengt kam und uns mitteilte, daß wir bald Rast machen würden, denn die Mittagsstunden wären selbst für seine verdammt harten Highlander-Jungens zu verdammt heiß.

Ich hätte ihn küssen können, zumal er sein Pferd zwischen mein Kamel und Letitia drängte, was ihm einen enttäuschten Blick seiner Tochter einbrachte.

»Wie lange wird unsere Reise dauern?« erkundigte ich mich.

Trouwne zuckte mit den Achseln. »Verdammt schwer zu sagen«, antwortete er nach kurzem Überlegen. »Drei Tage, vielleicht auch vier – in diesem verfluchten Land ist es kaum möglich, eine verdammte Voraussage zu treffen.« Er lächelte. »Aber Sie haben ja das verdammte Glück, in bester Gesellschaft zu reisen.«

Ich fragte ihn vorsichtshalber nicht, wie er diese Worte meinte, sondern beschloß, ein wenig Konversation zu machen – und bei dieser Gelegenheit vielleicht das eine oder andere über meine eigene Lage herauszufinden.

»Was tun Sie überhaupt in dieser gottverlassenen Gegend, mein lieber Colonel?« fragte ich. »Ich meine, das ganze hier steht zwar unter englischer Verwaltung, aber...«

Trouwne nickte heftig, sichtlich erfreut, daß ich ihm Gelegenheit gab, über seinen Auftrag zu reden. »Ach, ihr verdammten Zivilisten wißt ja nichts«, begann er. »Ihr sitzt in euren verdammten Häusern in London und guckt allenfalls mal auf die Karte dieses verfluchten Landes, aber von dem, wie es hier wirklich zugeht, habt ihr verdammt wenig Ahnung.« Er seufzte so tief, daß er mir fast leid tat.

»Die verdammte Verwaltung in Aden hat mich hergeschickt, um für Ordnung zu sorgen«, fuhr er fort. »Sie wissen, daß im Sudan die verdammte Hölle los ist? Dieser Mahdi treibt alle Kaffer zu einem verfluchten Aufstand, und in Aden hat man Angst, daß die Beduinen

hier verdammt noch mal mittun werden. Gibt da einen gewissen Nizar, verdammter ungläubiger Heidensohn, der angeblich jede Menge Beduinen um sich scharen soll. Werde ihm auf die verdammten Finger klopfen!«

»Werden Sie?« fragte ich.

»Verdammt, ja«, erwiderte Trouwne erregt. »Kein Brite oder Schotte wird zu Schaden kommen, nicht, solange ich und meine Jungs hier sind.«

Ich blickte nachdenklich zu Letitia hinüber, die prompt errötete und verschämt den Blick senkte. »Die Kampfkraft Ihrer Männer in allen Ehren, Colonel«, begann ich vorsichtig, »aber ein solcher Auftrag scheint mir nicht der richtige, eine junge Lady mitzunehmen.«

Trouwne zog eine Grimasse. »Kann dem verdammten Gör nichts abschlagen«, sagte er. »Außerdem ist es nicht gefährlich, mein verdammtes Wort darauf. Sollen nur kommen, diese ungläubigen Hunde! Werde sie in ihre verdammte Dschellaba schicken.«

»Dschehenna«, korrigierte ich ihn.

(Dschehenna: Die moslemische Hölle)

»Verdammt, auch gut«, knurrte er. »Ich werde verdammt noch mal –«

Die Kolonne blieb mit einem einzigen Schlag stehen.

»Was zum Teufel...?« knurrte Trouwne, blickte einen Moment aus eng zusammengekniffenen Augen nach vorn und gab seinem Pferd die Sporen. Ich zögerte nur eine Sekunde, ihm zu folgen, und obgleich Trouwne sehr schnell ritt, begann ich sogar aufzuholen – Kamele sind nämlich ein gutes Stück schneller als Pferde.

Der Colonel ritt einige hundert Meter weiter und stellte sich in den Steigbügeln auf. Dann riß er sein Pferd herum und galoppierte zurück, dabei schon Befehle brüllend, die McFarlane in entsprechender Lautstärke weitergab. Die Soldaten bildeten drei versetzte Reihen und luden ihre Gewehre. Alles ging sehr schnell und präzise.

»Was ist los, Colonel?« fragte ich aufgeregt.

»Ein Trupp verdammter arabischer Banditen reitet auf uns zu. Aber keine Sorge, meine braven Schotten werden mit diesen verfluchten Hunden im Handumdrehen fertig!« brüllte Mandon Trouwne. Er zog

seinen Revolver, ließ den Hahn zurückschnappen und sah über die Schulter zurück.

Auch ich gewahrte jetzt eine graubraune Staubwolke am Horizont, aber mehr auch nicht – woher Trouwne wissen wollte, daß es sich dabei um Angreifer handelte, blieb mir schleierhaft. Aber ich bekam keine Gelegenheit mehr, Trouwne zu fragen, denn die Soldaten begnügten sich nicht damit, ihre Gewehre von den Schultern zu nehmen.

Von einer Sekunde auf die andere verwandelte sich die geordnete Marschkolonne in ein scheinbares Chaos. Aber es war Ordnung in diesem Durcheinander, und es verging weniger als eine Minute, bis sich Trouwnes Highlander zu einer perfekten Kampfformation aufgestellt hatten. Wenn wir wirklich angegriffen wurden, dachte ich bedrückt, würde ich ein Gemetzel erleben.

Die Kameltreiber führten ihre Tiere hinter eine Sanddüne und redeten auf sie ein, sich hinzulegen. Auch ich wurde ein Stück weit von der Truppe fortgeführt und sprang in den Sand hinab, ehe mein Reittier etwa auf die Idee kam, mich kurzerhand abzuwerfen. Ich wollte zu Trouwne und den Soldaten zurückeilen, aber kaum stand ich auf festem Boden, da hing Letitia schon an meinem Arm.

Sie zeigte allerdings nicht die geringste Spur von Angst.

»Oh, wie aufregend, Mister Craven«, hauchte sie. »Endlich eine Abwechslung in dieser fürchterlichen Langeweile.«

Auch die allerletzten Spuren von Sympathie, die ich gegenüber diesem vorlauten Gör noch empfunden hatte, erloschen. Eine Sekunde lang starrte ich sie nur an, und in meinem Blick muß wohl etwas gewesen sein, was ihr ganz und gar nicht mehr gefiel, denn sie löste ihre Hand von meinem Arm, trat einen halben Schritt zurück und sah mich voller Verwirrung und Bestürzung an.

»Was… was haben Sie, mein lieber Robert?« fragte sie.

Ich antwortete nicht, sondern übergab sie in die Obhut eines Arabers, drehte mich endgültig herum und eilte zu Trouwne und McFarlane zurück. Der Colonel runzelte höchst mißbilligend die Stirn, als er mich mitten zwischen seinen Highlandern gewahrte, enthielt sich aber jeglicher Kritik und deutete statt dessen mit dem Lauf seines Revolvers in die Wüste hinaus.

Die Staubwolke war größer geworden. Sehr viel größer. Und an ihrem

Fuße jagte eine Meute von sicherlich vier-, fünfhundert Beduinen heran; Männer zu Pferde und Kamel, deren Gesichter ich über die große Entfernung noch nicht erkennen konnte, die aber einen höchst entschlossenen Eindruck machten. Die einhundert Gewehrläufe, die ihnen entgegenstarrten, schienen sie nicht im mindesten zu beeindrucken. Ihre weißen und schwarzen Burnusse flatterten im Wind. Lanzenspitzen und die Läufe ihrer langen Gewehre funkelten im Sonnenlicht, und unter das dumpfe Dröhnen der Pferdehufe mischte sich das kampflustige Geschrei aus Hunderten und Aberhunderten Kehlen.

Und das Lachen der Soldaten, die sicher waren, die Angreifer mit zwei, drei Salven von der Wüste zu fegen.

Aber da war noch etwas.

Die Reiter rasten auf uns zu, eingehüllt in eine gewaltige graubraune Staubwolke, aber mit ihnen kam noch etwas anderes, etwas Unsichtbares, aber sehr Mächtiges, das wohl nur ich allein spürte.

Aber als ich begriff, was es war, war es zu spät.

* * *

Wie beim ersten Mal, als er zusammen mit seinen Brüdern in diesen schwarzen Schlund der Erde hinabgestiegen war, wußte Guillaume nicht zu sagen, wieviel Zeit verging. Damals hatte er hinterher erstaunt festgestellt, daß sie nur kurz in der unterirdischen Stadt gewesen sein konnten, denn die Sonne war kaum weitergewandert, als sie das Tageslicht wieder erreichten, aber vorgekommen war es ihm wie Stunden.

Und das gleiche, bedrückende Gefühl verspürte er auch jetzt. Sie hatten die gigantische, mit Trümmern und formlosen Brocken vollgestopfte Halle erreicht, von der der Schacht abzweigte, und Guillaume hatte das Gefühl, seit einer Ewigkeit durch dieses schwarze, von widerwärtigem grünlichem Licht erfüllte Labyrinth zu gehen. Dabei konnten es in Wirklichkeit erst wenige Minuten gewesen sein. Aber die Angst hatte sie zu Millenien gedehnt

»Dort vorne.« Renard de Banrieux deutete mit einer fahrigen Geste auf zwei übermannshohe, nachtschwarze Basaltbrocken, die gegeneinandergestürzt waren und so ein umgedrehtes »V« bildeten. Der Wüstensand war im Laufe der Jahrhunderte selbst hier hinunter

gekrochen und knirschte leise unter ihren Stiefeln, als sie sich dem steinernen Tor näherten. In Guillaumes Ohren klang das Geräusch wie ein leises, böses Lachen; vielleicht auch das Huschen und Knistern winziger horniger Krallen, die irgendwo hinter ihnen in der Dunkelheit gewetzt wurden.

Und immer noch hatte er das sichere Gefühl, beobachtet zu werden.

Es war nicht nur Einbildung. Die Dunkelheit starrte ihn an. Irgendwo waren Augen, verborgen hinter dem Schleier wattigen grünen Lichtes, das nur den Eindruck von Helligkeit vermittelte. Sie waren nicht allein in der Schwarzen Stadt.

De Banrieux hatte das steinerne »V« erreicht und kniete nieder. Behutsam begann er, mit der behandschuhten Rechten den Sand fortzuwischen, bis der schwarze Basaltboden wieder bloß und glänzend dalag.

Auf dem sorgsam geglätteten Stein waren Symbole zu erkennen: ineinander verschlungene Schlangenlinien, die einen sonderbar asymmetrischen und unmöglich zu beschreibenden Umriß bildeten. Renard zögerte, und Guillaume spürte deutlich, wieviel Überwindung es ihn kostete, seine Angst noch einmal niederzukämpfen und das Schwert aus dem Gürtel zu ziehen.

Die armlange Klinge knirschte bedrohlich, als Renard de Banrieux sie in den schmalen Spalt im Stein schob und als Hebel benutzte. Für einen winzigen Moment sah es eher so aus, als würde sie unter seinem Druck zerbrechen, statt den Spalt im Fels zu erweitern, aber dann erscholl ein sonderbar heller, seufzender Laut, und vor den Füßen der beiden Tempelritter schwang ein guter Quadratmeter des schwarzen Steines in die Tiefe; nahezu lautlos und sanft wie eine Feder. Guillaume hatte den Mechanismus, der diese steinerne Falltür so sacht zu bewegen vermochte, bei seinem ersten Besuch vergeblich zu ergründen versucht. Diesmal verschwendete er keinen Gedanken daran.

Hintereinander schwangen sich die beiden Tempelritter in die Tiefe. Das grüne Leuchten war auch hier allgegenwärtig, so daß sie die schmalen, in die Wand hineingemeißelten Stufen deutlich erkennen konnten. Irgendwo, wenige Meter unter ihnen, verloren auch sie sich in grüner Unendlichkeit, als wäre der Schacht mit leuchtendem Wasser gefüllt, und einen Moment lang mußte sich Guillaume mit aller Gewalt gegen die Vorstellung wehren, daß dieser Höllenschacht geradewegs bis ins Zentrum der Erde hinabführte und ein einziger

Fehltritt einen Sturz über Meilen und Meilen zur Folge haben würde. Der Schacht war nur wenige Meter tief, das wußte er. Aber es war ein entsetzliches Gefühl, nicht zu sehen, wohin einen der nächste Schritt fahren würde.

Selbst als sie den Grund des Schachtes erreichten und wieder festen Boden unter den Füßen hatten, wurde es nicht besser. Die Angst gehörte so sehr zu der Schwarzen Stadt wie ihr lichtschluckender Fels und der grüne Schein.

Sie befanden sich in einer kleinen, vollkommen runden Kammer, von der zahllose niedrige Stollen abzweigten; offenbar der Ausgangspunkt eines ungeheuerlichen Labyrinthes, das sich weit unter der Schwarzen Stadt und der Wüste erstreckte. Guillaume dachte einen Moment darüber nach, welche finsteren Geheimnisse und üblen Dinge sich wohl noch in ihren schwarzen Eingeweiden verbergen mochten, zog es aber vor, nicht weiter darüber nachzudenken, und suchte statt dessen nach der Markierung, die Renard und er das letzte Mal zurückgelassen hatten.

Er fand sie fast sofort: eine schmale, von der Klinge eines Schwertes stammende Scharte auf halber Höhe der Wand, die wie ein Pfeil auf einen der Gänge wies.

Noch einmal zögerte er, der Einladung zu folgen, dann vertrieb er seine Angst endgültig, duckte sich und drang mit raschen Schritten in den felsigen Gang ein. Irgendwo hinter ihm bewegte sich etwas, sehr deutlich diesmal, und Guillaume war sicher, daß es nicht Renard gewesen war – aber er schob den Gedanken mit aller Willenskraft von sich und zwang sich dazu, sich nur auf das vor ihm liegende Stück Weges zu konzentrieren.

Es war nicht sehr weit. Schon nach einem guten Dutzend Schritte endete der Gang vor einer gewaltigen, schwarzen Tür aus Basalt, auf der sich die sinnverdrehenden Muster und Linien der Falltür wiederholten. Diesmal mußten sie ihre Schwerter nicht zu Hilfe nehmen, um weiterzukommen: Die Tür schwang wie von Geisterhand (wieso wie? dachte Guillaume hysterisch. Es waren Geisterhände!!!!) bewegt auf und gewährte ihnen Einblick in die dahinterliegende Kammer.

Es war der einzige Teil der Schwarzen Stadt, der nicht aus lichtfressendem Basalt erbaut war. Die Wände waren grau, vom unangenehmen matten Grau blindgewordener Spiegel – die Farbe der fingerdicken Bleiplatten, die sie bedeckten. In seiner Mitte erhob sich

ein schmuckloser, ebenfalls bleiverkleideter Quader von halber Manneshöhe.

Auf seiner Oberfläche lag das, was zu holen sie gekommen waren.

Es sah vollkommen harmlos aus: eine kleine, staubige Flasche, die in ein kunstvolles Geflecht aus haardünnen Bleidrähten eingesponnen war, versehen mit einem roten Siegel, unter dessen Farbe sich ebenfalls Blei verbarg. Aber Guillaumes Herz begann zum Zerreißen zu hämmern, als er danach griff.

Diesmal wußte er, was sie erwartete. Trotzdem war der Schrecken so entsetzlich wie beim ersten Mal, denn es war eine Art von Angst, an die man sich nicht gewöhnen konnte, und die nichts von ihrem Schrecken verlor, so oft er ihr ausgesetzt war.

Ein sanftes, hellblaues Licht glomm im Inneren der Flasche auf, und für einen Moment glaubte Guillaume, den verschwommenen Umriß eines winzigen menschlichen Körpers zu erblicken, war sich aber nicht sicher. Dann erlosch das Leuchten, und die Flasche war wieder eine Flasche und sonst nichts.

Und im gleichen Augenblick hörte er die Stimme.

Ich stehe euch zu Diensten, meine Meister…

* * *

Meine erste Schätzung war falsch gewesen. Es waren nicht vier- oder fünfhundert Beduinen, die wie ein schwarzer Sturm aus der Wüste herangeprescht kamen, sondern mindestens tausend, und es war kein gröhlender Haufen aufgeputschter Fanatiker, sondern eine Armee!

Trotzdem hätte ich im Normalfalle jede Wette auf Trouwnes Highlander gehalten, denn trotz ihres manchmal lächerlichen Auftretens verbarg sich hinter ihrer Fassade doch eine der am besten ausgebildeten Truppen der Welt; das Heer, auf dessen Schlagkraft letztendlich die Größe des britischen Empire fußte. Ein Verhältnis eins zu zehn hätte ein Mann wie McFarlane oder Trouwne normalerweise wohl als unfair bezeichnet – den Arabern gegenüber.

So warteten die Männer zwar angespannt, aber nicht ernsthaft besorgt darauf, die erste Salve abfeuern zu können.

Wahrscheinlich war ich der einzige, der den viel gefährlicheren, unsichtbaren Gegner spürte, der mit den Beduinen heranraste wie eine unsichtbare Walze. Es war etwas Finsteres, Böses, ein dumpfer Druck, der sich auf meine Seele legte und irgend etwas in mir zum Erstarren brachte. Mein Warnschrei ging im Höllenlärm der heranrasenden Reiterhorde unter. Und selbst, wenn Trouwne ihn gehört hätte, er hätte mir kaum geglaubt.

Und er hätte auch nicht mehr viel genutzt.

Trouwnes Männer feuerten, als die Beduinen noch fünfzig Yards entfernt waren. Ein orangeroter Zaun aus Mündungsflammen schlug den Reitern entgegen, und das Krachen der Salve klang wie ein einziger, dutzendfach nachhallender Peitschenhieb.

Eine halbe Sekunde später zerbarst die Front der Reiter, als wäre sie gegen eine unsichtbare Mauer geprallt. Pferde und Kamele bäumten sich auf, Männer stürzten aus den Sätteln, und aus dem johlenden Kriegsgeschrei der Araber wurde ein Chor entsetzter, gepeinigter Stimmen, in dem Mensch und Tier durcheinanderschrien. Viele der Reiter stürzten, von den Kugeln der Highlander getroffen oder von ihren scheuenden Tieren abgeworfen, und die nachdrängenden Krieger vergrößerten das Chaos noch, denn kaum einem gelang es, sein Tier rechtzeitig herum- oder zurückzureißen.

Die zweite Salve machte das Chaos komplett. Die gewaltige Front der Beduinenreiter verwandelte sich in ein tobendes Knäuel aus in- und übereinanderstürzenden Menschen- und Tierleibern.

»Uuuuuuuuuuund – Feuer!« brüllte McFarlane über das Crescendo hinweg.

Es waren die letzten Worte, die ich je von ihm hörte.

Ich spürte es, den Bruchteil einer Sekunde, ehe es heran war: eine Woge finsterer Angst, die im gleichen Tempo wie die Reiter zuvor heranraste und die Highlander erreichte, eine halbe Sekunde, ehe sie Gelegenheit hatten, die dritte Salve auf die Angreifer zu feuern. Rein instinktiv schirmte ich meinen Geist ab, ohne selbst zu wissen, wie, und taumelte ein paar Schritte zurück. Ich spürte, wie die unsichtbare Macht über mich hinwegschwappte, ohne den geistigen Schirm, den ich errichtet hatte, durchdringen zu können.

McFarlane und seine Männer hatten diesen Schutz nicht.

Es war reine Panik, die sie ergriff, eine ungeheuer starke Angst, die

keinen Grund brauchte, aber dafür um so schrecklicher unter den Soldaten wütete. Ich sah, wie die vorderste Reihe der Soldaten, die niedergekniet waren, um ihre Gewehre neu zu laden, wie von einer gigantischen unsichtbaren Sense erreicht und gefällt wurden, dann die zweite, schließlich die letzte, und mit ihnen auch McFarlane und Trouwne. Es ging unglaublich schnell, aber ich sah jede noch so winzige Einzelheit. Die Gesichter der Männer verzerrten sich wie unter einem entsetzlichen Schmerz; manche begannen zu schreien, einige stürzten, andere schleuderten ihre Waffen fort und rannten kopflos davon, aus Leibeskräften brüllend.

Und die Araber sprengten heran. Der unsichtbare Würgegriff finsterer Magie löste sich von seinen Opfern, aber dafür wüteten nun die Beduinen um so schlimmer unter den Männern.

Auch ich sah mich plötzlich von gleich drei in schwarze Burnusse gekleideten Gestalten umringt, die mit schrillem Geheul auf mich eindrangen. Zwei von ihnen schwangen lange, gebogene Säbel, während der dritte eine übermannslange Lanze trug, mit der er mich von der Höhe seines Kamelsattels aus aufzuspießen versuchte.

Ich wich dem Stoß aus, packte die Lanze, die keine Handbreit neben meiner Wange vorbeizischte, und zerrte mit aller Kraft daran. Der Mann wurde nicht aus dem Sattel gehebelt, wie ich gehofft hatte, aber wenigstens ließ er seine Lanze los.

Nicht, daß es mir sehr viel genutzt hätte, jetzt wenigstens eine Waffe zu haben, denn die beiden anderen griffen sofort wieder an, diesmal gleichzeitig und von zwei Seiten, so daß mich der eine erwischen mußte, wenn ich versuchte, den anderen niederzustechen.

Ich tat nichts dergleichen. Statt dessen packte ich die Lanze dicht hinter der Klinge, drehte mich in einer blitzartigen Pirouette auf der Stelle und schwang den zwei Yards langen Knüppel wie einen überdimensionalen Dreschflegel. Dicht hintereinander gingen die beiden Angreifer zu Boden.

Aber meine Lage blieb aussichtslos. Ich war umringt von Feinden, inmitten eines ganzen Heeres von Arabern, von denen ich nicht einmal wußte, warum sie uns angriffen. Daß ich überhaupt noch am Leben war, grenzte an ein Wunder.

Verzweifelt hielt ich nach Trouwne Ausschau und gewahrte ihn schließlich inmitten eines kleinen Häufchens von vielleicht zwanzig Überlebenden, das sich rings um ihn geschart hatte. Sein Gesicht war

eine Maske des Entsetzens, und in seinen Augen loderte der Wahnsinn. Immer wieder und wieder feuerte er seinen Revolver ab, aber wenn er überhaupt traf, dann war in dem allgemeinen Chaos nichts davon zu sehen.

Ich duckte mich, um einem heranzischenden Speer auszuweichen, hörte einen scharfen Knall und sah den Boden zwei Inches vor meinen Füßen aufspritzen. Entsetzt sprang ich zurück, prallte gegen ein Kamel und schlug ganz instinktiv mit meiner Lanze nach oben. Ein Schrei erklang, und der Säbel, der auf meinen Kopf gezielt hatte, entglitt der Hand seines Besitzers und blieb zitternd zwischen meinen Füßen im Boden stecken.

Hastig ließ ich den Speer fallen, riß den Krummsäbel an mich und begann, im Zickzack und hakenschlagend auf die Düne zuzulaufen, hinter der Letitia und ihre arabischen Diener Schutz gesucht hatten. Trouwnes Revolver krachte noch immer, aber die Hälfte seiner Männer war bereits tot, und auch die anderen würden sich nur noch Sekunden gegen die erdrückende Übermacht halten können. Ich versuchte erst gar nicht, zu ihnen zu gelangen.

Dann schlug der Hammer von Mandon Trouwnes Revolver ins Leere; mit einem Klicken, das ich gegen jede Logik trotz des Schlachtenlärms fast überdeutlich hören konnte. Mandon Trouwne sah die Waffe wie einen Freund an, der ihn in schlimmster Not verraten hat, und ließ sie fallen.

Ein Speer zischte heran, traf seine Brust und bohrte sich hinein. Mandon Trouwne umklammerte den Schaft der Waffe mit beiden Händen, als wolle er sie herausreißen und weiterkämpfen. Dann verzerrte sich sein Gesicht zu einer schmerzerfüllten Grimasse. Seine Knie gaben unter ihm nach, er stolperte einen Schritt zurück, drehte sich halb um seine Achse und fiel nach vorne.

Ein gellender Schrei übertönte den Schlachtenlärm. Ich sah auf und erkannte Letitia, die allen Warnungen zum Trotz den Dünenkamm erstiegen und den Kampf beobachtet hatte. Einen Moment lang stand sie reglos da, beide Hände vor den Mund geschlagen, dann rannte sie los, den noch immer tobenden Kampf und die Horden von Arabern schlichtweg ignorierend. Mit wehenden Röcken stürmte sie heran, erreichte ihren Vater und blieb abermals stehen, das Gesicht noch immer eine Grimasse puren Entsetzens. Sie mochte erst jetzt begriffen haben, was das Handwerk ihres Vaters wirklich war. Aber dieses Begreifen kam ein wenig zu spät, dachte ich bitter.

Der Kampf endete so schnell, wie er begonnen hatte. Plötzlich gab es nur noch Letitia und mich und vielleicht vier oder fünf verletzte Highlander, die sich mit Mühe auf den Beinen hielten und von den Arabern zusammengetrieben wurden. Auch ich bekam einen Kolbenstoß in den Rücken, ließ hastig meinen Säbel fallen und stolperte auf Trouwnes Leichnam zu, während die Beduinen bereits damit begannen, die Toten auszuplündern und ihre Gepäckstücke aufzuschlitzen. Hier und da entbrannte ein heftiger Streit um die Beute.

Aber das Durcheinander dauerte nicht lange. Ein einzelner Gewehrschuß peitschte, und die Raufereien endeten abrupt. Als ich neben der zitternden Letitia anlangte, war es beinahe unheimlich still.

Ein einzelner, überraschend junger Reiter kam auf uns zugesprengt, zügelte sein Pferd neben der Leiche des Colonels und sprang mit einer kraftvollen Bewegung aus dem Sattel. Einen Moment lang starrte er mich an, dann – einen deutlich längeren Moment – Letitia, schließlich drehte er sich zu der Leiche des Colonels herum und spie aus.

»Schade, der ungläubige Hund ist schon zur Dschehenna gefahren. Dabei wollte ich wissen, wieviel dieser Königin Viktoria das Leben eines ihrer Offiziere wert ist«, knurrte er.

Letitia schrie gellend auf, riß sich aus dem Griff ihrer Bewacher los und stürzte sich mit Fäusten und Fingernägeln auf den Araber. Der Mann wich ihren Schlägen geschickt aus, packte blitzschnell mit der Linken ihr Handgelenk und griff mit der anderen Hand in ihr Haar, um sie zur Räson zu bringen. Letitia kreischte, jetzt aber vor Schmerz. Gottlob besaß sie wenigstens die Geistesgegenwart, sich nicht weiter zur Wehr zu setzen.

Der Araber lachte schallend. »Diese Wildkatze ist mein Beuteanteil«, schrie er, ließ Letitias Hand los und kniff ihr feixend in den Hintern.

Mit einer Kraft, die ich Letitia gar nicht zugetraut hätte, riß sie sich los, versetzte dem Muslim eine schallende Ohrfeige und rannte auf mich zu.

»Nein!« kreischte sie. »Robert, retten Sie mich vor diesem Barbaren!«

Sie erreichte mich nicht einmal. Der junge Araber lachte, holte sie mit einem raschen Schritt ein und griff abermals in ihr Haar. Als sie diesmal nach ihm schlagen wollte, duckte er sich blitzschnell unter ihrer Hand hindurch, riß sie an sich und küßte sie gewaltsam. Letitia kreischte, versuchte, ihm das Knie zwischen die Beine zu rammen, und

biß ihm kräftig in die Lippe, als dies mißlang.

Diesmal klang das Lachen des Arabers nicht mehr ganz so amüsiert, als er Letitia von sich stieß. Er hob die Hand, tastete über seine Unterlippe und betrachtete stirnrunzelnd das frische Blut, das plötzlich auf seinen Fingern war. Dann bückte er sich, riß Letitia wieder auf die Füße – und küßte sie zum zweiten Mal.

Letitia versuchte nicht mehr, sich zu wehren, aber ihr Gesicht war eine Maske aus Ekel und Entsetzen, als der Schwarzgekleidete endlich von ihr abließ. Ihre Augen waren groß und dunkel vor Angst, als sie mich ansah.

»Helfen Sie mir, Robert!« flehte sie.

Der Araber drehte sich herum und sah mich an, als erblicke er mich zum ersten Mal, und auch ich musterte ihn aufmerksam. Er war noch relativ jung – Anfang zwanzig, schätzte ich, aber sein Gesicht war schon jetzt markant. Und sehr hart. Seine Augen erinnerten mich an Stahlkugeln, die ein begnadeter Künstler mit Leben erfüllt hatte. Nein, dachte ich – Gnade hatten wir von diesem Mann nicht zu erwarten.

»Du willst ihr helfen?« fragte er lauernd. »Wie?«

Es war Letitia, die an meiner Stelle antwortete. »Das ist Mister Robert Craven, ein reicher Gentleman aus London«, sagte sie. »Er wird für unsere Freiheit viel Geld bezahlen!«

Ein sehr mäßiges Interesse blitzte im Blick des Arabers auf. Er musterte mich genauer. Für einen Moment schien sein Blick geradewegs durch mich hindurchzugehen, dann lachte er böse und schüttelte den Kopf.

»Dieser Mann sieht nicht aus, als wäre er reich«, sagte er spöttisch. »Oder laufen die Edlen eures Volkes immer in Lumpen herum?«

»Sie sagt die Wahrheit«, sagte ich rasch. »Ich kann bezahlen.«

»Oh, wir wollen viel«, antwortete der Araber, und er tat es auf eine Art, die mir sehr unangenehm klar machte, daß es vielleicht nicht nur Geld war, worauf er und seine Leute aus waren. »Wahrscheinlich mehr, als du uns geben kannst, Inglese.« Sein Lächeln erlosch. »Tötet ihn«, sagte er beinahe beiläufig.

Letitia schrie auf und wollte sich abermals auf ihn stürzen, wurde aber von zwei Beduinen grob zurückgerissen, während zwei andere meine

Arme auf den Rücken bogen und ein dritter einen kurzen, gebogenen Dolch zückte und an meiner Kehle Maß nahm.

Ich tat das einzige, was mir noch blieb.

Der Kerl mit dem Dolch kreischte, als sich in seinen Augen die Waffe plötzlich in eine fette, schwarzgraue Spinne verwandelte, die wie besessen in seinem Griff zappelte, taumelte ein paar Schritte zurück und krümmte sich wimmernd im Sand, während die beiden Burschen, die meine Arme hielten, plötzlich stocksteif umfielen. Aber damit war meine suggestive Kraft auch schon fast aufgebraucht. Es ist eine Sache, jemanden zu hypnotisieren, der nichts Übles ahnt oder einem gerade ein Glas Portwein anbietet, wie Trouwne am Abend zuvor, aber eine ganze andere, einen Menschen gegen seinen Willen – und Widerstand! – geistig auszuschalten. Hätte ich versucht, auch die anderen Muslime auf die gleiche Weise außer Gefecht zu setzen, hätte ich die nächsten Sekunden kaum überlebt.

Aber ich versuchte es nicht, sondern trat, mit dem ruhigsten Lächeln, zu dem ich noch fähig war, auf den Schwarzgekleideten zu und schenkte ihm einen Blick, der vor Verachtung nur so troff.

»Wie ist dein Name?« fragte ich herrisch.

Der Araber starrte mich an, gab einen sonderbar keuchenden Laut von sich und murmelte irgend etwas, das sich wie »Hassan Ben Ismail Ibn Sadr El Gundir As Afzar An Ubr Bei Kurz« anhörte. Fast glaubte ich, Gurk sprechen zu hören.

»Du bist ein Narr, Hassan Ben Ismail«, sagte ich kalt, »und deine Augen sind mit Blindheit geschlagen. Schau her!« Ich griff in die nicht vorhandene Tasche meiner Jacke, zog eine nicht existierende Brieftasche hervor und entnahm ihr ein Bündel ebenso nicht existenter Banknoten. »Diese Geldpapiere sind in Inglistan viele Kamele wert, Hassan Ben Ismail. Glaubst du nun, daß ich Lösegeld bezahlen kann, für mich und diese junge Lady?«

Hassan Bei Kurz starrte mich aus hervorquellenden Augen an, klappte endlich den Mund wieder zu und blickte einen Moment lang irritiert auf die drei Männer herab, die vor seinen Augen zusammengebrochen waren, als hätte sie der Blitz getroffen. Dann streckte er behutsam die Hand nach den nicht existierenden Banknoten aus und blätterte sie durch. Ich sandte ein Stoßgebet zum Himmel, daß er keine Ahnung hatte, was sie wert waren. Mein Unterbewußtsein hatte ein wenig zuviel des Guten getan, denn das, was er da nicht in Händen hielt,

entsprach etwa dem Gegenwert ganz Arabiens...

»Du kannst noch mehr haben, Hassan Ben Ismail«, sagte ich hochmütig. »Du kannst mich allerdings auch töten. Doch dann werden viele Männer mit Gewehren kommen, denn meine Familie gehört zu den mächtigsten überhaupt in Inglistan. Du hast die Wahl zwischen dem Tod all deiner Brüder oder sehr viel Geld.«

Hassan Bei Kurz überlegte angestrengt, blickte verwirrt von mir zu Letitia und dem vermeintlichen Geldbündel in seiner Hand, und dann –

Und dann geschah genau das, was ich befürchtet hatte.

Diesmal war es keine Angst, keine düster dräuende Woge unsichtbarer Energie, die den Verstand verwirrte, sondern eher das Gegenteil. Irgend etwas, das meinen hypnotischen Kräften hoffnungslos überlegen war, fuhr durch Hassan Bei Kurz' Bewußtsein und ließ die Illusion zerplatzen, die ich ihm aufgezwungen hatte. Von einer Sekunde auf die andere sah er genau das, was er wirklich in Händen hielt – nämlich rein gar nichts.

»Du Hund!« keuchte er. »Schejtan! Das ist schwarze Magie!«

Ich wollte antworten, aber Bei Kurz machte eine blitzartige Bewegung mit der Linken, und eine Sekunde später fiel ein Felsbrocken von der Größe Australiens auf mich herab und löschte mein Bewußtsein aus.

* * *

Gouvin du Tourville wurde immer nervöser. Es konnte noch nicht länger als eine halbe Stunde her sein, daß Guillaume und Renard unter der schwarzen Basaltkappe des Turmes verschwunden waren, aber es kostete ihn immer mehr Mühe, wenigstens äußerlich gelassen und ruhig zu erscheinen. Alles in ihm schrie danach, einfach davonzureiten, ganz gleich, ob die beiden anderen es ihm als Verrat oder Feigheit auslegen würden.

Noch beherrschte er sich. Aber er wußte nicht, ob seine Kraft noch reichen würde, wenn die Sonne erst einmal untergegangen war.

Der knapp vierzigjährige Tempelherr war alles andere als ein Feigling – als ein solcher hätte er niemals das weiße Templergewand mit dem blutfarbenen Kreuz getragen –, aber die Schwarze Stadt machte ihm

einfach Angst, und der Gedanke, nach Einbruch der Dunkelheit auch nur in ihrer Nähe zu verweilen, trieb ihn schier in den Wahnsinn.

Erneut suchte sein Blick die Sonne. Die Hälfte der Frist, die den beiden anderen blieb, rechtzeitig vor Dunkelwerden zurückzukehren, war bereits abgelaufen. Gouvin versuchte sich zu erinnern, wie weit der Weg war, den die beiden zurücklegen mußten, aber es gelang ihm nicht. Damals hatten sie den Weg in heller Panik zurückgelegt, während Renard und Guillaume jetzt ganz bewußt dort hinuntergegangen waren, den Schrecken zu entfesseln, vor dem sie seinerzeit geflohen waren.

War es richtig? dachte Gouvin unsicher. Hatten sie das Recht, das Böse zu entfesseln, um ein anderes Böses zu vernichten? Durfte man Feuer mit Feuer bekämpfen?

Niemand hatte je eine befriedigende Antwort auf diese Frage gefunden, und auch Gouvin du Tourville fand sie nicht, und nach einer Weile gab er den Gedanken auf und fuhr fort, auf dem Dünenkamm über der Ruinenstadt auf und ab zu gehen.

Dann hörte er ein Geräusch.

Es war nicht besonders laut, aber der Tempelherr fuhr trotzdem wie von der Tarantel gestochen zusammen, wirbelte herum und zog die Waffe halb aus der Scheide. Im allerersten Moment glaubte er, es wären Guillaume und Renard, die zurückkehrten. Aber er konnte den halb zugewehten Eingang von seinem Standort aus gut überblicken, und dort rührte sich nichts.

Dafür bewegte sich der Sand, nicht sehr weit von ihm entfernt.

Gouvin war sich im ersten Moment nicht einmal sicher, ob ihm nicht seine Nerven einen bösen Streich spielten. Aber dann lief er ein paar Schritte weit die Düne hinab und blieb wieder stehen, und im gleichen Augenblick bewegte sich der Sand erneut, diesmal so heftig, daß Gouvin du Tourville sich nicht mehr einreden konnte, einer Täuschung zu erliegen.

Ein flacher, kreisrunder Trichter begann sich in der Flanke der Düne zu bilden. Das leise Rascheln, das er gehört hatte, war das Geräusch des Sandes, der darin verschwand. Irgendwo unter ihm, dachte Gouvin unruhig, mußte ein Hohlraum zusammengestürzt sein, vielleicht ein Teil der Ruinenstadt, und nun sickerte der Sand beharrlich nach.

Voller Schrecken dachte er an Renard und Guillaume, die irgendwo dort unten waren. Möglicherweise hatten sie mit ihrem Tun den verborgenen Mechanismus einer Falle ausgelöst, oder die uralten Gemäuer gaben einfach unter ihren Schritten nach und stürzten ein. Oder...

In der nächsten Sekunde begriff Gouvin du Tourville, daß nichts von alledem geschehen war. Die Wahrheit war viel entsetzlicher.

Wie gelähmt stand er da und starrte das Ding an, das aus dem Sand zu kriechen begann...

* * *

Ich war an Hand- und Fußgelenken gefesselt, als ich zu mir kam; das war das erste, was ich spürte, und es war weiter kein Wunder, denn die groben Hanfstricke waren so fest zusammengeknotet, daß meine Hände und Füße abgestorben zu sein schienen und sich kalt und taub anfühlten.

Dann fühlte ich, daß ich auf dem Rücken lag, in einer Stellung, in der man eigentlich gar nicht liegen konnte, und schließlich, nach einer geraumen Weile, daß unter mir nicht mehr der heiße Wüstensand war, sondern das rauhe Leder eines Kamelsattels, der sich mit magenverdrehender Regelmäßigkeit in alle nur denkbaren Richtungen neigte. Mühsam versuchte ich, die Augen zu öffnen, schafft es aber nicht gleich; etwas Hartes verklebte meine Augenlider. Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, daß mir mein eigenes Blut ins Gesicht gelaufen und dort geronnen war.

Ich versuchte es erneut, bekam diesmal die Lider auseinander, auch wenn es ganz erbärmlich weh tat, und blickte in einen Nachthimmel, der sich wie ein schwarzes Tuch über die Wüste spannte. Der Schlag, der mich zu Boden geschmettert hatte, mußte verdammt heftig gewesen sein, wenn ich mehr als zwölf Stunden ohne Bewußtsein gewesen war, dachte ich erschrocken. Sonderbarerweise spürte ich nicht den leisesten Schmerz, sah ich vom Schneiden meiner Fesseln ab. Aber was nicht war, konnte ja durchaus noch kommen, fuhr eine dünne böse Stimme hinter meiner Stirn fort. Im Zweifelsfalle mit Hilfe von Hassan Bei Kurz.

Und da ich schon immer zu jenen bedauernswerten Menschen gehörte, die eine überaus gut funktionierende Phantasie ihr eigen nennen, begann die gleiche gehässige Stimme, mir auf der Stelle alle

Geschichten aufzuzählen, die ich je über die Folterkünste gewisser arabischer Beduinenstämme gehört hatte – und es waren eine Menge.

Ich vertrieb solcherlei unerfreuliche Gedanken, versuchte mich zu bewegen und stellte fest, daß es nicht ging, denn ich war regelrecht auf den Kamelrücken geschnürt worden. Aber zumindest gelang es mir, den Kopf zu heben und so die Aufmerksamkeit meiner Bewacher auf mich zu lenken.

Sie wurde mir auch fast sofort zuteil – in Form eines Kolbenstoßes, der mir die Luft aus den Lungen trieb. Augenblicke später griffen harte Hände nach mir, lösten einen Teil meiner Fesseln und setzten mich unsanft auf. Sehr vorsichtig, um die Muslime nicht durch eine zu hastige Bewegung dazu zu verleiten, abermals auf mich einzuschlagen, hob ich die aneinandergebundenen Hände ans Gesicht und versuchte, mir das eingetrocknete Blut aus den Augen zu wischen.

Es blieb bei dem Versuch. Meine Hände waren taub. Ich vermochte nicht einmal, einen Finger zu rühren.

Ein neuerlicher, wenn auch nicht mehr ganz so heftiger Kolbenstoß lenkte meine Aufmerksamkeit nach rechts; genauer gesagt, auf den schwarzgekleideten Kamelreiter, der sein Tier neben das meine gedrängt hatte und mich über den Rand seines Gesichtstuches hinweg mit einer Mischung aus Feindseligkeit und fast wissenschaftlichem Interesse anstarrte. Es dauerte einen Moment, bis ich Hassan Bei Kurz erkannte.

»Nun, Giaur?« fragte er. »Hast du wohl geruht?«

Ich zog es vor, nicht darauf zu antworten, hob abermals die Arme und versuchte, mir mit den Handrücken die Augen freizuwischen. Hassan Bei Kurz verfolgte jede einzelne meiner Bewegungen voller Mißtrauen. Ich sah, daß seine Hand auf dem Griff des Krummsäbels lag, den er an der Seite trug.

»Wenn du einen deiner Zaubertricks versuchst, Inglese«, sagte er fast freundlich, »schneide ich dir die Kehle durch.«

Gegen das, was mich in seinem Lager erwarten mochte, klang dieses Angebot beinahe verlockend, dachte ich bedrückt. Aber ich zog es vor, dies nicht auszusprechen. Statt dessen setzte ich mich so gerade auf, wie es das hin und her torkelnde Kamel unter mir zuließ, und musterte ihn mit aller Feindseligkeit, die ich aufbringen konnte. »Was habt ihr mit uns vor?« fragte ich.

Bei Kurz lachte, ein Laut, der mir einen eisigen Schauer über den Rücken laufen ließ. »Etwas, woran du Gefallen finden wirst, Giaur«, sagte er. »Sehr viel Gefallen. Sagen wir – ein Ende, das einem so großen Magier wie dir sicherlich würdig ist.«

»Ich bin kein Magier«, antwortete ich ruhig. »Ich beherrsche ein wenig die Kunst der Täuschung, das ist alles.«

»Du hast mich belogen«, sagte Bei Kurz vorwurfsvoll.

Ich zuckte mit den Achseln. »Ich habe versucht, meine Haut zu retten. Hättest du das nicht auch an meiner Stelle getan?«

»Sicher«, gestand Bei Kurz lakonisch. »Aber ich hätte es weniger dumm angestellt.« Er seufzte. »Du hast mich vor meinen Kriegern zum Narren gemacht, Robert Craven aus Inglistan. Und ich fürchte, das ist etwas, was ich nicht so einfach hinnehmen kann.«

»Ihr wollt mich töten«, vermutete ich.

»Töten?« Der Araber blickte einen Moment in den wolkenlosen Nachthimmel hinauf, als müsse er ernsthaft über meine Frage nachdenken. Dann nickte er und schüttelte gleichzeitig den Kopf; ein Kunststück, das wohl nur Araber fertigbringen. Vielleicht, weil sie große Übung darin haben. »Möglicherweise«, sagte er. »Möglicherweise wirst du dir auch bald wünschen, ich hätte es getan. Du wirst Nizar übergeben.«

»Nizar?«

»Unserem Herren«, antwortete Bei Kurz. Und ich war fast sicher, in diesen beiden Worten echte Angst zu hören. »Einem wirklichen Zauberer«, fügte er hinzu.

»Dann laßt wenigstens Miss Letitia gehen«, sagte ich nach einer Weile.

»Die junge Wildkatze mit dem Goldhaar?« Bei Kurz lachte, schüttelte den Kopf und blickte mich an, als hätte ich ihn gebeten, die Wüste mit bloßen Händen umzugraben. »Aber warum sollte ich das tun?« fragte er, und die Verwunderung in seiner Stimme war nicht einmal gespielt. »Sie ist meine legitime Beute. Meine Männer haben um sie gekämpft, und nicht wenige sind ihretwegen gestorben.«

»In einem Punkt habe ich dir die Wahrheit gesagt«, antwortete ich ruhig. »Ich bin ein sehr reicher Mann, Hassan Ben Ismail. Ich könnte dafür sorgen, daß du ein fürstliches Lösegeld bekommst.«

»Niemand zahlt Lösegeld für einen toten Mann«, gab Bei Kurz zu bedenken.

»Nicht für mich«, sagte ich rasch. »Ich meine die junge Lady. Ich könnte dir... gewisse Papiere ausstellen, auf die du sehr viel Geld bekommst, wenn du sie freigibst.«

»Papier?« Hassan seufzte. »Dein Angebot klingt verlockend, Robert Craven. Aber wer sagt mir, daß sie das wert sind, was du versprichst? Und wer«, fügte er mit einem fast verschmitzten Lächeln hinzu, »sagt dir, daß ich nicht dein Papier nehme und die junge Löwin trotzdem behalte?«

»Vertrauen gegen Vertrauen«, antwortete ich ernst »Ich mag dich nicht besonders, Hassan Ben Ismail, aber ich halte dich für einen ehrlichen Mann.«

Bei Kurz lachte, aber nur für einen Moment. »Und ich dich für einen sehr klugen Mann, Robert Craven«, sagte er dann.

»Letitia ist Britin«, fuhr ich unbeeindruckt fort. »Man wird sie suchen, wenn sie verschwindet. Das Empire ist in diesem Punkt sehr eigen, und das solltest du wissen. Stirbt ein Soldat, ist das nicht so schlimm – dazu sind Soldaten da. Aber wegen eines einzigen Zivilisten sind bereits Kriege begonnen worden. Und selbst«, fuhr ich mit leicht erhobener Stimme fort, als ich sah, daß er widersprechen wollte, »wenn es nicht so kommt – du hättest nicht lange Freude an ihr. Sie ist sehr schön, aber sie ist eine Europäerin. Sie ist anders als die Frauen, die du kennst.«

»Und wenn es gerade das ist, was mich reizt?« fragte Bei Kurz.

»Gerade das ist es«, behauptete ich. »Aber der Reiz des Neuen läßt bald nach, Hassan Ben Ismail, bedenke das. Es könnte sein, daß du dich plötzlich mit nichts als Problemen am Hals wiederfindest.«

Einen Moment lang blickte mich der Araber deutlich verwirrt an, dann warf er den Kopf in den Nacken und begann schallend zu lachen.

Aber er antwortete nicht auf meine Worte, sondern ritt einen Augenblick später schweigend davon.

* * *

Renard blieb so abrupt stehen, daß Guillaume, der dicht hinter ihm ging, es nicht mehr rechtzeitig bemerkte und gegen ihn prallte. Instinktiv senkte er die Hand auf das Schwert, führte die Bewegung aber nicht zu Ende, als Renard rasch und warnend die Hand hob und mit einer Kopfbewegung nach vorne wies. Lautlos trat Guillaume neben ihn und spähte in die Halle hinein.

»Was ist los?« flüsterte er.

Renard zuckte mit den Achseln und legte warnend den Zeigefinger auf die Lippen. »Still«, flüsterte er. »Ich habe etwas gehört.« Er huschte einen Schritt zur Seite, um in die Deckung eines zyklopischen schwarzen Basaltbrockens zu gelangen, bedeutete Guillaume mit Gesten, ihm zu folgen, und zog nun doch seine Waffe aus dem Gürtel; allerdings sehr langsam, wobei er die Klinge zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken hindurchgleiten ließ, damit sie kein verräterisches Scharren verursachte.

Auch Guillaume griff nach seinem Schwert. Seine Hand berührte dabei flüchtig die bleiumsponnene Flasche, die er an einer Öse seines Gürtels befestigt hatte, und ein rascher Schauer von Furcht lief durch seinen Körper. Die Stimme des Geistes, der in dem Behältnis gefangen war, war erloschen, aber er glaubte, ihren Klang noch immer sehr deutlich zu hören. Es war die Stimme einer Frau, eine Stimme, die sehr sinnlich und sanft war und fast sofort das Bild eines berückend schönen, verführerischen Mädchens mit langem Engelshaar und einem fordernden roten Mund in Guillaume aufleuchten ließ – ohne Zweifel ein Werk des Teufels.

Was nichts daran änderte, daß sie Gedanken und Empfindungen in Guillaume weckte, die er nicht denken und fühlen durfte.

»Dort vorn!«

Guillaume war fast dankbar, als ihn Renards Flüstern wieder in die Wirklichkeit zurückriß. So rasch, als hätte er glühendes Eisen berührt, nahm er die Hand von der Flasche und umfaßte statt dessen sein Schwert fester. Sein Blick bohrte sich in die grünleuchtende Dunkelheit, die sich vor ihnen erstreckte.

Sie hatten es nicht mehr weit bis zum Ausgang. Der Schacht unter dem umgedrehten Basalt-»V« lag bereits hinter ihnen. Sie mußten nur noch diese Halle durchqueren, um die letzte Treppe zu erreichen und zu Gouvin zurückzukehren.

Aber die Halle war nicht mehr leer.

Jetzt, als ihn Renard darauf aufmerksam gemacht hatte, sah er es auch: inmitten des grünen Lichtes bewegte sich… etwas.

Guillaume konnte nicht erkennen, was es war – das grüne Leuchten verwischte alles, was weiter als wenige Schritte entfernt lag, bis zur Unkenntlichkeit – aber es war groß und massig, und es bewegte sich.

»Gouvin?« fragte Renard. »Bist du das, Bruder?«

Seine Stimme hallte unheimlich von den schwarzen Wänden wider, und der Schatten hörte für einen Moment auf, sich zu bewegen. Dann kam er weiter auf sie zu. Und irgend etwas an ihm war entsetzlich falsch.

Guillaume unterdrückte im letzten Moment einen Schrei, als der Schatten näher kam und zu einer menschlichen Gestalt wurde.

Der Mann war tot.

Er mußte schon vor sehr langer Zeit gestorben sein, denn seine Haut war grau und trocken wie schmutziges altes Pergament geworden, und hier und da schimmerte der blanke Knochen durch große Löcher, wo einmal Fleisch gewesen war. Er war in die Fetzen einer ehemals sicherlich prachtvollen Kriegsrüstung aus Leder gekleidet, und in seiner rechten Hand lag ein rostiges Schwert, während der linke Arm schlaff herabhing, von dem Gewicht eines sonderbaren, siebeneckig geformten Schildes nach unten gezerrt. Seine Lippen waren verwelkt, so daß sich seine Zähne zu einem schrecklichen Grinsen bleckten, und wo seine Augen sein sollten, waren nur ausgefranste schwarze Löcher. Guillaume wußte, wie ein Toter aussah, und dieser Mann war tot.

Was ihn nicht daran hinderte, aufrecht auf den Beinen zu stehen und auf Guillaume und Renard zuzukommen…

Er bewegte sich torkelnd, wie ein Betrunkener, kam immer wieder vom rechten Weg ab und wäre mehr als einmal um ein Haar gestürzt, aber ebensooft fand er zu seiner ursprünglichen Richtung zurück. Und hinter ihm, vom grünen Teufelslicht des unterirdischen Labyrinthes zu verschwimmenden Schatten aufgelöst, torkelten noch mehr Gestalten heran…

Renard stieß einen krächzenden Schrei aus, schlug mit der linken Hand das Kreuzzeichen vor Stirn und Brust und sprang der Kreatur mit gezücktem Schwert entgegen, ehe Guillaume ihn zurückhalten konnte. Der lebende Tote hob seine eigene Waffe, als er den Tempelritter auf sich zukommen sah, und versuchte gleichzeitig,

Renards Hieb mit seinem Schild zu parieren.

Das gewaltige Breitschwert des Templers ließ die rostige Klinge des Unheimlichen wie ein Stück trockenes Holz zersplittern. So gewaltig war der Hieb Renards, daß er auch noch den Schild zermalmte und den Arm, der ihn hielt, glattweg abschnitt. Der lebende Leichnam torkelte zurück, fiel schwer zu Boden und versuchte sich wieder hochzustemmen. Sein Armstumpf blutete nicht. Er schien unempfindlich gegen jeglichen Schmerz.

Aber Renard gab ihm keine Chance. Mit einer blitzartigen Bewegung setzte er ihm nach, schwang seine Waffe mit beiden Händen und enthauptete ihn.

Mittlerweile waren die anderen Mumienkrieger jedoch näher gekommen, und als Guillaume endlich die Lähmung überwand, mit der ihn der entsetzliche Anblick erfüllt hatte, sahen sich die beiden Tempelherren mehr als einem Dutzend schartiger Klingen gegenüber. Guillaume tauschte ein paar Hiebe mit einem der Mumienkrieger, zertrümmerte einen Helm und einen Schild und wich mit einem Sprung zurück, denn die Phalanx der Angreifer kam unbeirrt näher.

Auch Renard hatte von seinem Gegner abgelassen und kam mit zwei, drei schnellen Schritten an seine Seite. Sein Atem ging schwer, und die Augen hinter dem schmalen Sehschlitz seines Helmes waren weit und dunkel vor Angst.

»Was... was ist das, Bruder Guillaume?« keuchte er.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Guillaume, sprang einen Schritt zur Seite, um einer ungeschickt, aber mit enormer Kraft geschleuderten Axt auszuweichen, und zog Renard mit sich, als die Mumienkrieger weiter näher kamen. »Vielleicht eine Art Wächter. Vielleicht... vielleicht haben wir sie geweckt, als wir die Flasche aus ihrem Versteck entfernten.«

So ist es, ihr Herren, wisperte die Stimme hinter seiner Stirn. Die Festung des Dschinn ist voller Gefahren, die einen Unwissenden töten können.

»Du... weißt von diesen Kreaturen?« keuchte Guillaume.

Sie sind meine Wächter, antwortete die Frauenstimme in seinem Kopf. Der, der mich in dieses Behältnis verbannte, erschuf auch sie, einen jeden zu töten, der mich befreien will.

»Warum hast du uns nicht gewarnt, du Teufel?« brüllte Guillaume, sah eine Bewegung aus den Augenwinkeln und sprang mit einem fast grotesken Hüpfer zur Seite, um einem niedersausenden Schwert auszuweichen. Renard schrie zornig auf und durchbohrte den Mumienkrieger, der sich aus der Reihe der anderen gelöst hatte, mit seiner eigenen Klinge. Die Kreatur ging zu Boden, versuchte aber fast sofort wieder, sich aufzurichten. Renard stieß ein zweites und drittes Mal zu.

»Laß das!« sagte Guillaume keuchend. »Du kannst sie nicht verletzen. Sie sind doch schon tot!« Wütend preßte er die Hand um die Flasche an seiner Seite, so fest, daß das uralte Glas zu knirschen begann.

»Warum hast du uns nicht gewarnt, du Teufel!« brüllte er noch einmal.

Aber dann hättet ihr mich doch niemals aus meinem Kerker befreit, antwortete die lautlose Stimme. Sie klang eindeutig amüsiert.

Guillaume fühlte eine Woge heißer, hilfloser Wut in sich aufflammen. Für einen Moment war er nahe daran, die Tasche von seinem Gürtel zu reißen und an der Wand zu zerschmettern. Aber vermutlich hätte er dem Ungeheuer damit nur noch einen Dienst erwiesen. »Dann hilf uns!« verlangte er. »Beschütze uns gegen diese Kreaturen des Teufels!«

Das kann ich nicht, antwortete die Geisterstimme. Meine Macht ist gebunden, so wie ich selbst in diesem magischen Behältnis gebunden bin. Öffne es, und ich werde euch retten.

»Niemals!« keuchte Renard, der die Worte so deutlich verstanden hatte wie Guillaume. »Eher hacke ich diese ganze Bande in Stücke!«

Er hob sein Schwert, als wolle er seine Ankündigung sofort in die Tat umsetzen, aber in diesem Moment meldete sich die Geisterstimme erneut: Halt, Herr! Es würde nichts nutzen! Sie sind unverwundbar, und ihre Zahl ist groß. Wenn ihr versprecht, mich freizulassen, zeige ich euch einen Weg, auf dem ihr aus der Stadt kommt.

Guillaume überlegte einen Moment, die Mumienkrieger kamen näher, und obgleich sie sich sehr langsam und unsicher bewegten, wie Betrunkene oder Kranke, bewegten sie sich doch unerbittlich wie Maschinen. Früher oder später würden seine und Renards Kräfte erlahmen, dessen war er sicher. Und dann würden die Ungeheuer sie einholen...

»Gut«, sagte er. »Unter einer Bedingung. Du mußt etwas für uns tun,

wenn wir aus der Stadt heraus sind.«

Dann folgt meinen Worten, wisperte die Geisterstimme. Nach rechts, Sidi. Zurück in den Schacht, aus dem ihr gekommen seid. Und eilt euch. Der Weg ist sehr weit.

* * *

Die ganze Nacht hindurch ritten wir nach Norden, ohne auch nur ein einziges Mal zu rasten. Das Beduinenheer, das selbst nach dem Gemetzel an Trouwnes Männern noch gute neunhundert Köpfe zählen mochte, schmolz in dieser Zeit mehr und mehr dahin, denn immer wieder trennten sich kleinere oder auch größere Gruppen von der Hauptmasse und verschwanden in der Nacht, und einmal – es mußte nach Mitternacht sein – beobachtete ich Bei Kurz, wie er erregt mit einem sehr alten Beduinen diskutierte – auf typisch orientalische Art, bei der Hände und Füße eine nicht unwichtige Rolle spielten –, und diese Diskussion um ein Haar in einen handfesten Streit ausartete. Zum Schluß zog Bei Kurz sogar für einen Moment seinen Säbel, schob die Waffe aber sehr schnell wieder zurück und beendete das Gespräch statt mit einem Schwerthieb mit einer knappen, herrischen Geste.

Kurz darauf löste sich ein Trupp von sicherlich zwei- bis dreihundert Reitern von unserem Heer und verschwand in nordwestlicher Richtung. Ich begann allmählich zu begreifen, daß Hassan Ben Ismails Streitmacht nicht annähernd so groß war, wie ich ursprünglich geglaubt hatte. Vielmehr schien es sich um mehrere Gruppen zu handeln, die sich eigens zu dem Zweck zusammengerottet hatten, Trouwne und seine Highlander niederzumachen, und unter denen keineswegs eitel Freundschaft herrschte.

Wovon Letitia und ich allerdings herzlich wenig hatten.

Bis in die frühen Morgenstunden ging es so weiter. Mehr und mehr Beduinen verschwanden in der Wüste, und als die Sonne schließlich aufging, zählte unser Trupp nurmehr knapp hundert Reiter – noch immer eine erdrückende Übermacht gegen einen einzelnen Hexer aus London, die jeden Gedanken an eine Flucht schlichtweg lächerlich erscheinen ließ.

Und dazu kam noch etwas.

Ein Teil von mir wehrte sich mit aller Macht gegen den bloßen Gedanken – aber ich war nicht sicher, daß ich wirklich noch fliehen

wollte. Letztendlich war ich zwar alles andere als freiwillig hierher gekommen, aber doch nicht unbedingt gegen meinen Willen. Es war die magische Sandrose gewesen, deren Spur Sherlock Holmes und ich verfolgt hatten, die mich hierhergebracht hatte, wenngleich ich keine Ahnung hatte, wie. Aber es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß mich der Shoggotenstern im Knauf meines Degens auf Umwegen zu meinem Ziel führte – einem weiteren SIEGEL DER MACHT. Und nach allem, was ich erlebt hatte, war der magische Angriff auf Trouwnes Truppen die erste konkrete Spur, die ich hatte.

Möglicherweise eine Spur, die geradewegs in den Tod führte – aber welche Wahl hatte ich schon? Wenn es Sarim de Laurec, oder wer immer hinter dieser neuerlichen Jagd nach den SIEGELN stecken mochte, gelang, sie zusammenzufügen, würden nicht nur ich und meine geliebte Priscylla sterben, sondern eine ganze Menge anderer Menschen auch.

Möglicherweise alle.

Auf schwer in Worte zu fassende Weise ernüchterte mich dieser Gedanke. Nicht zum ersten Mal, seit diese wahnwitzige Jagd begonnen hatte, wurde ich mir des Umstandes bewußt, wie machtlos und schwach ich war, im Vergleich zu den Kräften, gegen die ich kämpfte. Selbst wenn es mir gelang, Bei Kurz und seinen Mordbuben zu entkommen, und selbst wenn es mir gelang, das Siegel zu finden und an mich zu bringen, und selbst wenn es mir gelang, Sarim de Laurec und all seinen Templern eine lange Nase zu drehen und gegen ihren Willen am Leben zu bleiben – selbst wenn mir all diese Unmöglichkeiten gelingen sollten, stand ich noch immer einem Feind gegenüber, dessen Macht ich nicht einmal zu erahnen vermochte. Den großen alten, dämonischen Göttern von den Sternen, die vor Hunderten von Millionen Jahren über diese Welt geherrscht hatten…

Ein vielstimmiger Aufschrei aus den Reihen meiner Begleiter riß mich abrupt in eine Wirklichkeit zurück, die nur wenig freundlicher war als die düsteren Gedanken, denen ich mich hingegeben hatte. Ich sah auf und bemerkte, daß unsere Marschordnung nun vollends auseinandergebrochen war. Der Großteil von Hassan Bei Kurz’ Reitern war einfach losgesprengt, wobei sie schrille Freudenschreie ausstießen, Arme und Säbel und Gewehre schwenkten oder auch in die Luft schossen. Nur Bei Kurz selbst und ein knappes Dutzend seiner Krieger waren zurückgeblieben, um Letitia und mich zu bewachen.

Ich rieb mir die Müdigkeit aus meinen entzündeten Augen und erkannte im ersten Licht der Sonne vor uns eine kleine Oase, unter

deren Palmen sich eine große Zahl niedriger schwarzer Beduinenzelte duckten; ohne Zweifel Hassan Beis Heimat. Das Zeltdorf spie in rascher Folge Menschen aus: Alte, Frauen und Kinder – jeder waffenfähige Mann schien den Bei begleitet zu haben –, die uns zu Fuß entgegenrannten, und ein paar junge Burschen, die sich auf die bloßen Rücken von Pferden geschwungen hatten und sich an den wehenden Mähnen festhielten. Für einen Moment kam unser Vormarsch ins Stocken, als die zu unserer Begrüßung herbeieilenden Araber ihren Bei und uns derart einkeilten, daß ein Weiterkommen einfach nicht mehr möglich war; aber wie schon einige Male zuvor bewies Ben Ismail auch diesmal, daß er trotz seiner Jugend unumstrittener Herr seines Stammes war – ein einziger, scharf gerufener Befehl reichte aus, die Meute auseinanderspritzen zu lassen, so daß wir weiterreiten konnten und nach wenigen Augenblicken das Lager erreichten.

Es war weit größer, als ich im ersten Augenblick geglaubt hatte – hinter dem schmalen Halbkreis aus Dattelpalmen, der das trübe Wasserloch einrahmte, reihten sich an die fünfzig der runden schwarzen Zelte, und ein jedes war groß genug, einer kompletten Beduinenfamilie Unterschlupf zu bieten. Der Anblick ließ mich unwillkürlich an das denken, was mir Mandon Trouwne vor Tagesfrist erzählt hatte – dies hier war alles andere als ein normales Beduinenlager. Irgend etwas ging in diesem Lande vor.

Möglicherweise hatte ich das Pech gehabt, Augenzeuge des ersten Scharmützels einer ausgewachsenen Revolution zu sein. Ich war plötzlich sicher, daß sich das Beduinenheer ganz bestimmt nicht zusammengerottet hatte, Trouwne und sein Häufchen Schotten niederzumachen. Wahrscheinlich hatte der alte Kauz nur das Pech gehabt, im falschen Moment am falschen Ort zu sein und Ben Ismail und seinen Verbündeten willkommene Gelegenheit für eine Generalprobe zu bieten.

Hassan Ben Ismail schien meine Gedanken, wenn schon nicht gelesen, so doch mindestens erraten zu haben, denn er versetzte mir einen eher freundschaftlichen Rippenstoß, um meine Aufmerksamkeit zu erregen, und deutete mit einer weit ausholenden Bewegung auf die Ansammlung runder schwarzer Zelte. »Mein Volk!« erklärte er stolz. »Du bist der erste Inglese, der dieses Bild sieht, Robert Craven. Das Kriegslager der Beni Ugad! Aber du wirst nicht der Letzte sein, mein Wort darauf.«

»Dann hatte Trouwne also recht«, murmelte ich. »Ihr plant eine Revolution.«

»Eine Revolution?« Bei Kurz runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht, was dieses Wort bedeutet, Robert Craven, aber ich will dir gerne sagen, was in diesem Land geschehen wird. Wir werden die fremden Herrscher dorthin zurückjagen, wo sie hergekommen sind, ganz gleich, ob es Briten oder Osmanen sind.«

»Genau das bedeutet dieses Wort«, sagte ich, und fügte mit einem traurigen Lächeln hinzu: »Und meistens geht es schief. Wollt ihr euch dem Mahdi anschließen?«

»Dem Mahdi?« Bei Kurz sprach das Wort aus, als hätte ich ihn gefragt, ob er sich dem Osterhasen unterordnen wolle. Dann schüttelte er heftig den Kopf. »Nein, Robert Craven«, sagte er. »Die Inglesen mögen dies glauben, doch es stimmt nicht. Unser Verbündeter ist tausendmal mächtiger, als es der Mahdi jemals sein wird. Sein Name ist Nizar.«

»Der Zauberer, von dem du mir erzählt hast?«

Hassan Ben Ismail nickte. »Du wirst ihn kennenlernen, Robert Craven«, sagte er. »Dir wird etwas vergönnt sein, wessen sich nur die wenigsten Sterblichen rühmen können. Schon bald sogar. Aber ich weiß nicht, ob ich dich darum beneiden soll.«

Einen Moment lang blickte er mich noch ernst an, dann schwang er sich mit einer müden Bewegung vom Rücken seines Kamels, klatschte in die Hände und deutete auf mich. Ein Beduine packte den Zügel meines eigenen Reittieres, brachte das Kamel mit einem raschen Ruck dazu, sich schwankend hinzulegen, und ein anderer zerrte mich aus dem Sattel und in die Höhe. Ich fiel prompt auf die Nase, denn meine Füße waren abgestorben und so nutzlos wie Eisklötze, die an meinen Beinen hingen. Sie fühlten sich auch ungefähr so an. Der Aufprall war so hart, daß mir für einen Moment die Sinne zu schwinden drohten.

Ein Guß kalten Wassers und ein Peitschenhieb rissen mich jäh wieder in die Höhe. Ich stöhnte, biß schmerzerfüllt die Zähne zusammen und stemmte mich wenigstens auf die Knie hoch, um weiteren Prügeln zu entgehen.

»Komm mit, Robert Craven«, sagte Bei Kurz ruhig. Zwei seiner Krieger ergriffen mich unter den Armen, versuchten mich auf die Füße zu stellen und schleiften mich kurzerhand mit sich, als sie begriffen, daß ich nicht aus eigener Kraft gehen konnte. Ihr Ziel war jedoch keines der Zelte, sondern ein runder Fleck sorgsam geglätteten Wüstensandes in der Nähe des Wassers, aus dessen Mitte drei übermannshohe Pfähle emporragten.

An einem von ihnen stand ein Mann. Seine Hände waren über dem Kopf zusammengebunden, zwischen den Stricken spannte sich ein wuchtiger Eisenring, der in den oberen Teil des Pfahles eingelassen war. Er war wach, aber sein Gesicht war bleich wie das eines Toten, und in seinen Augen saß ein Ausdruck tiefen, mit entsetzlicher Furcht gepaarten Schmerzes.

Auf ein weiteres Händeklatschen Hassans hin wurde ich an den zweiten Pfahl gestellt und auf die gleiche Weise gefesselt wie der Mann neben mir. Die beiden Araber, die mich banden, lösten meine Fußfesseln, und selbst die Hanfstricke um meine Handgelenke wurden ein wenig gelockert. Ich stöhnte vor Schmerz, als das Blut in die schon fast abgestorbenen Glieder zurückzufließen begann.

Irgendwie hatte ich erwartet, daß Hassan Bei Kurz noch einmal mit mir reden würde. Aber er stand nur noch einen Moment reglos da, blickte mich mit einer Mischung aus Schadenfreude und Mitleid an, dann drehte er sich um und tauchte in der Masse der anderen unter.

Aber ich sah ihn noch einmal, kurze Zeit darauf, als er Letitia in eines der schwarzen Zelte hineinzerrte.

* * *

Es war spät in der Nacht, als sie wieder an die Oberfläche kamen. Guillaume hatte längst vergessen, wie viele schwarze Gänge sie durchquert, durch wie viele Schächte sie gekrochen und wie viele Treppen sie hinaufgestolpert waren. Die Geisterstimme hatte Wort gehalten – die lebenden Mumien waren nicht wieder aufgetaucht, sondern so rasch und lautlos hinter ihnen zurückgeblieben, wie sie gekommen waren.

Wovor sie ihr unsichtbarer Führer nicht hatte schützen können, war die Angst. Sie war mit ihnen gegangen wie ein zweiter, unsichtbarer Schatten, und das Entsetzen in Guillaumes Seele hatte einen Grad erreicht, den er sich vor wenigen Stunden nicht einmal hätte vorstellen können. Und er wußte, daß er es niemals mehr würde vergessen können. Ganz gleich, was geschah – etwas in ihm hatte sich verändert. Für immer.

Keuchend stemmte er sich in die Höhe, wartete, bis auch Renard wieder genug Kraft gesammelt hatte, auf eigenen Beinen zu stehen, und sah sich um. Es war sehr dunkel, und die Wüste schien sich in alle Richtungen zu erstrecken, so weit der Blick reichte.

»Wo sind wir?« fragte er.

Nicht weit von der Stelle entfernt, an der ihr die Stadt betreten habt, antwortete die Stimme in seinem Kopf. Ich habe einen Weg gewählt, der euch zurück in die Nähe eurer Pferde bringt. Geht nach Norden.

Sie gehorchten. Es war wirklich nicht sehr weit – nach weniger als einer halben Stunde tauchte das Dünental mit den schwarzen Ruinen vor ihnen auf. Ihre Pferde standen noch so da, wie sie sie zurückgelassen hatten.

Aber von Gouvin du Tourville war keine Spur zu entdecken.

Während Renard im Laufschritt zu den Tieren hinabeilte, um ihre Fußfesseln zu lösen und sie zu holen, rief Guillaume mehrmals laut Gouvins Namen. Aber die einzige Antwort, die er bekam, war das Flüstern des Windes und das leise Rascheln des Sandes, mit dem er spielte.

Es hätte des entsetzten Ausdruckes, der bei seiner Rückkehr auf Renards Zügen lag, nicht einmal mehr bedurft, Guillaume zu sagen, was geschehen war.

»Er ist tot, nicht?« fragte er.

Renard nickte, reichte ihm schweigend den Zügel seines Pferdes und starrte an ihm vorbei in die Wüste hinaus. »Ja«, sagte er, sehr leise und sehr sehr bitter. »Er muß sich tapfer gewehrt haben, so, wie es aussieht. Aber sie haben ihn erwischt. Diese verdammten Ungeheuer.«

Guillaume wollte antworten, sagte aber dann doch nichts, sondern schwang sich ohne ein weiteres Wort auf den Rücken seines Pferdes und griff nach den Zügeln, ritt aber noch nicht los.

Und nun laßt mich frei, meldete sich eine leise Stimme hinter seiner Stirn. Sie klang ungeduldig, beinahe drohend. Ich habe Wort gehalten. Ihr seid frei.

»Und unser Bruder ist tot!« erwiderte Renard heftig. »Ein hoher Preis für deine Freiheit.«

Er wäre noch am Leben, hätte er euch begleitet, antwortete die Stimme kalt. Er starb den Tod aller Feiglinge. Und es ist nicht meine Schuld. Ich hätte ihn nicht warnen können, selbst wenn ich es gewollt hätte! Laßt mich frei!

»Nein«, antwortete Guillaume hart. »Unser Bruder ist nicht gestorben, nur damit du deine Freiheit zurückerlangst, Geschöpf des Teufels. Du mußt etwas für uns tun. Danach gebe ich dir die Freiheit – vielleicht.«

Was ihr verlangt, ist unmöglich. Das Auge des Satans ist Teil der Schwarzen Stadt. Ein Teil jener Magie, die mich bannte. Meine Macht ist groß, aber nicht so groß. Ihr ahnt nicht, mit welchen Gewalten ihr euch einlassen wollt! antwortete die Stimme.

»Du… du weißt, warum wir hergekommen sind?« fragte Guillaume verwirrt.

Ein lautloses, gedankliches Lachen klang hinter seiner Stirn auf. Nichts, was du denkst, ist mir verborgen, Sidi, antwortete die Stimme. Doch dein Ansinnen ist unmöglich. Ich bin nur ein kleiner, schwacher Geist. Dem Auge des Satans wäre allenfalls ein wahrer Magier gewachsen. Du siehst, du kannst mich getrost freigeben. Meine Gefangenschaft nutzt euch nichts.

»Deine Freiheit auch nicht!« schrie Guillaume wütend. Der Gedanke, daß alles umsonst gewesen, daß Bruder Gouvin für nichts und wieder nichts gestorben sein sollte, machte ihn rasend. »Wenn es so ist, dann werde ich dich zurücklassen. Meinetwegen kannst du in der Wüste bleiben, bis der Jüngste Tag hereinbricht!« Außer sich vor Zorn riß er die Flasche von seinem Gürtel und holte aus, um sie in die Wüste hineinzuschleudern.

Halt, Sidi! flehte die Stimme. Ich sagte, ich kann euch nicht in den Besitz des Auges bringen. Doch ich kann euch helfen!

Guillaume erstarrte. Einen Moment lang zitterte seine Hand so heftig, daß er die Flasche beinahe gegen seinen Willen fallengelassen hätte. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse, als er den Arm senkte. »Wie?« fragte er.

Nur ein wahrer Magier vermag Nizar zu schlagen, wisperte die Stimme. Ein Mann großer zauberischer Macht. Ich weiß einen solchen Mann. Einen, der Nizar nicht wohlgesonnen ist, denn der Zauberer ist für den Tod vieler seiner Freunde verantwortlich. Gelingt es euch, ihn gegen Nizar zu stellen, könnt ihr das Auge erlangen.

»Dann bring uns zu ihm!« sagte Guillaume gepreßt. »Doch wenn du diesmal nicht die Wahrheit sagst…«

Ich lüge niemals, antwortete die Geisterstimme. Reitet nach Westen.

* * *

Spät am Nachmittag wurde uns zu essen gebracht: Schalen mit einem unappetitlich aussehenden, aber wohlschmeckenden grauen Brei, dazu so viel Wasser, wie wir nur trinken wollten. Zwei schwarzverhüllte Beduinenfrauen kühlten meine Stirn mit nassen Tüchern, und auch mein Leidensgenosse, der bisher außer einem gelegentlichen Stöhnen keinen Laut von sich gegeben hatte, wurde auf die gleiche Weise versorgt. Offenbar hatte man nicht vor, uns einfach hier stehen zu lassen, bis wir starben.

Aber Hassan Bei Kurz hatte ebenso offenbar dazugelernt. Die Frauen, die uns fütterten und wuschen, blickten nicht einmal zu mir auf, und ich sah aus den Augenwinkeln, daß ein gutes halbes Dutzend Männer im Halbkreis hinter uns Aufstellung nahmen und ihre Gewehre auf uns anlegten. Ich war sehr sicher, daß ich mich von Kugeln durchsiebt wiederfinden würde, wenn ich auch nur versuchte, eine unserer Helferinnen zu hypnotisieren.

Ganz davon abgesehen, daß ich nicht mehr die Kraft dazu gehabt hätte. Das Wasser hatte meinen Durst halbwegs gestillt, und auch die Schmerzen in meinen Hand- und Fußgelenken hielten sich in erträglichen Grenzen, jetzt, nachdem meine Wunden gewaschen worden waren. Aber die Wüstensonne hatte das letzte bißchen Kraft aus meinem Körper herausgesaugt. Ich bezweifelte, daß ich noch genug Energie gehabt hätte, davonzukriechen, selbst wenn meine Fesseln gelöst worden wären.

Zumindest hatte das Wasser meine Lebensgeister weit genug geweckt, daß ich den Kopf drehen und zum ersten Male meinen Leidensgenossen wirklich betrachten konnte, und fast, als spüre er meinen Blick, hob in diesen Moment auch er den Kopf und sah mich aus roten, beinahe zugeschwollenen Augen an.

Es war ein sehr junger Mann, jünger noch als Hassan Ben Ismail. Sein Gesicht war verquollen und zeigte die Spuren von Schlägen, mit denen man ihn mißhandelt hatte, bevor er hier angebunden worden war.

Aber trotz des erbarmungswürdigen Zustandes, in dem er sich befand, gewahrte ich in seinen Augen unbeugsamen Stolz. Und als er sah, daß ich seine Blicke erwiderte, rang er sich sogar zu einem gequälten Lächeln durch.

»Wie ist dein Name, Giaur?« fragte er, mühsam und in gebrochenem, aber sehr deutlich akzentuiertem Englisch.

»Robert«, antwortete ich. »Und deiner, Muslim?«

Der Araber lachte leise; er hatte genau verstanden, warum ich das letzte Wort auf die gleiche Weise betont hatte wie er den Giaur. »Ali«, sagte er. Er hustete, rang einen Moment mühsam nach Atem und lachte wieder. »Robert«, wiederholte er meinen Namen. »Es ist gut, wenigstens den Namen des Mannes zu wissen, an dessen Seite man sterben wird.«

»Werden wir das denn?« fragte ich.

Ali nickte. »O ja«, sagte er. »Schau dich nur gut um, Robert. Die Sonne, die du dort oben am Himmel siehst, wird die letzte sein. Sobald es dunkelt, werden sie kommen.«

»Wer?« fragte ich.

Ali sah mich verwirrt an. »Das weißt du nicht? Wer bist du, daß du Nizars Kreaturen geopfert werden wirst, ohne jemals von ihnen gehört zu haben?«

»Jemand, den das Schicksal damit geschlagen hat, ständig zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein«, antwortete ich und zog eine Grimasse. »Und du? Gehörst du zu den Beni Ugad?«

In Alis Augen blitzte es auf. »Du beleidigst mich, Sterbensgenosse!« Er spie aus. »Diese verfluchten Hunde haben meinen Vater und zahlreiche meiner Brüder getötet, und du fragst mich, ob ich zu ihnen gehöre?«

»Verzeih«, sagte ich. »Ich wollte dich nicht verletzen. Was ist passiert?«

»Mein Vater, Scheik Achmed, weigerte sich, sich Nizar zu unterwerfen!« sagte Ali – nein: er schrie es. Seine Stimme bebte vor Wut. »Sie haben ihn umgebracht. Nizars Kreaturen brachten seinen Leichnam in unser Lager und forderten uns auf, uns zu unterwerfen. Als wir uns weigerten, kam Hassan Ben Ismail mit seinen Mördern. Sie haben unser Lager niedergebrannt, viele unserer Weiber und Kinder verschleppt und ein Dutzend unserer tapfersten Krieger niedergemacht. Mich haben sie mitgenommen, um mich Nizar zu opfern, damit meine Krieger nicht länger Widerstand leisten!« Er lachte böse. »Dieser Hund Hassan irrt, wenn er glaubt, meine tapferen Brüder auf diese Weise einschüchtern zu können!« behauptete er. »Sie werden kämpfen, bis der Letzte von ihnen tot ist.« Er schwieg einen Moment, starrte in die hitzeflimmernde Luft über dem Lager und

seufzte tief. Als er weitersprach, klang seine Stimme völlig verändert.

»Hast du Angst?« fragte er.

»Vor dem Sterben?« Ich nickte. »Jedermann hat Angst vor dem Sterben. Du nicht, Ali?«

Ganz instinktiv wollte er den Kopf schütteln, aber dann zögerte er, sah mich auf sehr sonderbare Weise an und fuhr sich mit der Zunge über die aufgeplatzten Lippen. »Ich... weiß nicht«, gestand er. »Wenn ich ehrlich sein soll, habe ich niemals darüber nachgedacht. Ich glaubte, noch Zeit zu haben. Aber jetzt werde ich Allah gegenüberstehen, ehe die Sonne das nächste Mal aufgeht.«

»Noch sind wir nicht tot«, sagte ich.

»Aber bald«, behauptete Ali. »Nizars Kreaturen sind unbesiegbar.«

»Wer ist das... Nizar?« fragte ich, ohne auf seine letzte Behauptung einzugehen. »Ich habe diesen Namen jetzt schon oft gehört, ohne daß mir jemand mehr über ihn erzählt hätte.«

»Aus gutem Grund«, antwortete Ali. Ganz unwillkürlich senkte er bei diesen Worten die Stimme. »Er ist der Schejtan persönlich, oder zumindest sein Abgesandter. Er ist ein Zauberer.«

»Und Hassan steht in seinen Diensten?«

»Hassan haßt und fürchtet ihn so wie wir alle«, erwiderte Ali haßerfüllt. »Aber er ist ein Feigling und wagt es nicht, ihm die Stirn zu bieten. Dafür wird er sterben, Robert. Ich werde nicht mehr dasein, ihm das zu geben, was er verdient, aber dafür werden es andere tun.« Er nickte bekräftigend, zerrte voller Wut an seinen Fesseln und sank wieder zurück. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß.

»Besteht eine Chance, daß deine Leute kommen und dich befreien?« fragte ich nach einer Weile.

»Besteht die Chance, daß es die deinen tun?« gab Ali lakonisch zurück.

Ich zog es vor, keine weiteren diesbezüglichen Fragen zu stellen.

* * *

Seit dem Tode ihres Vaters hatte Letitia sich in einer Art Starre

befunden, die sie die Umgebung und alles, was mit ihr geschah, wie durch einen dichten Schleier hatte wahrnehmen lassen. Nur als Hassan Ben Ismail sie an sich reißen wollte, war sie für einen kurzen Moment aus ihrem Dämmerzustand erwacht, jedoch sofort wieder darin versunken, als Robert Cravens verzweifelter Fluchtversuch gescheitert war.

Erst, als die Beduinen ihr Lager erreicht hatten und sie von dem Kamel gezerrt wurde, auf das man sie wie einen Sack gebunden hatte, begriff sie, daß sie die Beute dieses grausamen Mannes war; aber die wirkliche Konsequenz dieser Erkenntnis begriff sie immer noch nicht.

Vielleicht wollte sie es auch nicht.

Nicht einmal, als Hassan Ben Ismail sie an den Haaren in sein Zelt schleifte, wachte sie vollends aus dem Dämmerzustand auf, in dem sich ihr Bewußtsein wie ein verwundetes Tier verkrochen hatte. Sie wehrte sich zwar, aber etwas in ihr blieb kalt und teilnahmslos und beobachtete alles, was ihr geschah, als geschähe es in Wahrheit einer Fremden.

Hassan Ben Ismail warf sie zu Boden und fesselte ihre Arme an zwei Zeltstangen, so daß sie hilflos auf den stinkenden Teppichen lag, die sein Bett darstellen mochten.

Erst, als er sich über sie beugte und seinen Mund hart auf ihre Lippen preßte, erkannte sie, was nun folgen würde...

Und plötzlich war die Angst da; ein Entsetzen, das ihr schier übermächtige Kräfte gab. Mit aller Macht warf sie sich zurück, stieß mit den Füßen nach Ismail und schob ihn tatsächlich ein Stück von sich fort. Aber wie schon einmal schien ihr Widerstand die Gier des Arabers eher noch anzustacheln. Er lachte, beugte sich über sie, wobei er ihren strampelnden Beinen mit fast spielerischer Leichtigkeit auswich, griff mit einer raschen Bewegung in den Halsausschnitt ihres Kleides und zerriß den Stoff mit einem heftigen Ruck. Letitia stieß einen gellenden Schrei aus, warf sich hin und her und versuchte, ihn abermals mit den Füßen wegzustoßen. Doch Hassan warf sich einfach auf sie und drückte sie mit seinem Gewicht nieder. Seine Hände waren schier überall, griffen unter ihr Mieder und öffneten in fieberhafter Hast die Verschlüsse ihres Kleides.

Letitia begriff, daß sie keine Chance gegen den viel stärkeren und zu allem entschlossenen Mann hatte, und tat instinktiv das einzig Richtige: nichts. Sie erschlaffte, schloß die Augen und betete darum,

daß es wenigstens nicht zu weh tun und einigermaßen schnell gehen würde.

Und ihre Gebete wurden erhört – es tat überhaupt nicht weh, und es ging sehr schnell, denn Hassan Ben Ismail kam nicht einmal mehr dazu, den letzten Verschluß ihres Mieders zu öffnen, als draußen vor dem Zelt ein ganzer Chor schriller Stimmen zu kreischen begann. Wenige Augenblicke später stürzte eine hochgewachsene Gestalt in das Zelt, fiel vor Hassan auf die Knie und stammelte ein paar Worte, die Letitia nicht verstand.

Hassan fluchte, fuhr wütend hoch und herum – und erstarrte vor Schreck. Letitia konnte sehen, wie er unter seiner Sonnenbräune alle Farbe verlor, während der andere Araber schnell und mit sich fast überschlagender Stimme weitersprach.

Schließlich ordnete Hassan Ben Ismail fluchend seine Kleider, bückte sich nach seinem Säbel und verließ hinter dem Araber das Zelt.

Das Schreien und Lärmen draußen auf dem Platz hielt an, und wenige Augenblicke später hörte Letitia das Geräusch dumpfer Hufschläge, das rasch näher kam.

* * *

Sie waren lebende Alpträume.

Ihre hageren Gesichter waren wie mit altem, schlecht gegerbtem Leder überzogen. Die Zähne in ihren Mündern sahen stumpf und gelb zwischen den halb geöffneten Strichen hervor, zu denen ihre Lippen zusammengeschrumpelt waren. Ihre Augen wirkten wie glanzlose Murmeln aus alten, von Rissen durchzogenem Elfenbein.

Sie sahen wie Mumien aus, aber sie bewegten sich, und auf eine entsetzliche Art waren sie von etwas wie Leben erfüllt.

Und die Araber fürchteten sich vor ihnen, als wären sie leibhaftige Teufel.

Hassans Krieger waren wie unter einer Gewehrsalve auseinandergespritzt, als das Dutzend reitender Mumien auf dem Hügel über dem Lager erschienen war, und von den vier- oder fünfhundert Menschen, die sich im Kriegslager der Beni Ugad aufhielten, waren vielleicht noch dreißig zu sehen – die Tapfersten

oder die Dümmsten, je nachdem. Alle anderen, unsere Bewacher eingeschlossen, waren in heller Panik davongerannt, kaum daß sie die Hufschläge gehört hatten.

»Großer Gott«, murmelte ich. »Was ist das, Ali? Nizar?«

»Nein«, antwortete mein Mitgefangener, leise und mit einer Stimme, die vor Angst zitterte. »Dschakid. Nizars Stadthalter. Aber er ist fast noch schlimmer. Siehst du den Reiter an ihrer Spitze?«

Ich nickte. Der Mann war nicht zu übersehen, denn es war der einzige Mensch in dieser Armee lebender Toter, wenngleich er seinen Begleitern an Häßlichkeit nicht sehr viel nachstand. Und als ich seinem Blick begegnete, hatte ich das Gefühl, innerlich zu Eis zu erstarren. Sah ich einmal von Necron ab, hatte ich niemals einen Menschen getroffen, in dessen Augen eine solche Kälte lag wie in denen Dschakids.

Aus dem rasenden Galopp der toten Reiter wurde ein gemächlicher Trab, in dem sie schließlich auf Ali und mich zukamen und in einem weit geschwungenen Halbkreis anhielten. Sie trugen altmodische Kettenpanzer, spitze Helme und Rundschilde, die an die Soldaten der alten Kalifen erinnerten. Ihre Waffen und ihre Kleidung waren so rot wie Blut. Ohne ein Wort zu sagen, sprangen sie aus den Sätteln, trieben ihre Pferde mit ein paar Schlägen davon und bildeten mit gezogenen Krummsäbeln einen Kreis um uns.

Einzig Dschakid erstarrte nicht zur Reglosigkeit, sondern kam mit gemessenen Schritten auf uns zu, starrte einen Moment lang Ali an und verzog das Gesicht zu einem durch und durch bösen Lächeln, bevor er sich an mich wandte. Drei Rubine, die er auf der Brust trug, kennzeichneten ihn auch äußerlich als Anführer der Wahnsinnsarmee.

»Wer bist du?« fragte er.

Ich antwortete nicht.

Dschakid starrte mich einen Moment mit wachsender Wut an, dann hob er die Hand und schlug mir so hart über den Mund, daß meine Unterlippe abermals aufplatzte. »Bist du deiner eigenen Sprache nicht mehr mächtig, Inglese?« fragte er zornig.

»Antworte ihm«, sagte Ali ruhig. »Du gewinnst nichts. Und er schlägt gerne.«

Dschakid bewies es, indem er ihn schlug. Ali krümmte sich, spie Blut

und Speichel aus und fügte gequält hinzu: »Besonders Männer, die gefesselt sind und sich nicht wehren können.«

Dschakid fauchte vor Wut, ballte die Faust und holte aus, um den Wehrlosen abermals zu schlagen.

»Nicht«, sagte ich rasch. »Ich werde antworten.«

Dschakid wirkte deutlich enttäuscht. Aber er ließ die Faust wieder sinken und wandte sich abermals an mich.

»Mein Name ist Craven«, sagte ich. »Robert Craven. Ich bin ein Reisender aus England, und –«

Dschakid boxte mich in den Leib. »Du bist ein Zauberer, Robert Craven«, sagte er. »Und ein Lügner. Aber kein guter.«

Mühsam rang ich nach Luft, drängte die Übelkeit zurück, die aus meinem malträtierten Magen emporstieg, und sah ihn durch die nebligen Schleier an, die vor meinem Blick auf und ab tanzten. »Warum... fragst du, wenn du alles weißt?« keuchte ich.

Der Araber lachte böse. »Vielleicht, um zu sehen, ob du die Wahrheit sprichst. Gib dir keine Mühe, mich zu belügen. Ich weiß alles über dich.«

»Dann weißt du ja auch, daß ich mit eurem Krieg nichts zu schaffen habe«, stöhnte ich. »Ihr könnt mich also getrost laufen lassen. Ich werde auf eine Anzeige wegen groben Unfuges verzichten.«

Zu meiner eigenen Überraschung lachte Dschakid schallend über meine Worte. Aber nur für einen ganz kurzen Moment; dann wurde er übergangslos wieder ernst, drehte sich herum und ballte abermals die Fäuste. »Wo ist Ismail?« brüllte er.

»Ich... ich komme schon, Herr!« antwortete eine verschüchtert klingende Stimme. Hassan Ben Ismail kam tatsächlich auf Dschakid zu – allerdings nicht ganz freiwillig, denn eine der lebenden Leichen hatte ihn am Kragen gepackt und zerrte ihn rücksichtslos hinter sich her. Zu meinem Schrecken gewahrte ich dicht hinter den beiden einen zweiten Kalifenkrieger, der Letitia auf den Armen trug. Ihre Kleider hingen in Fetzen, und ihrer Haltung nach zu urteilen mußte sie das Bewußtsein oder gar ihr Leben verloren haben.

Der Krieger stieß Hassan Ben Ismail in den Sand. Hassan rappelte sich wieder auf, sah aus schreckgeweiteten Augen auf Dschakid und

verbeugte sich so tief, daß er fast wieder gefallen wäre. »Was ist dein Begehr, o großmächtiger Dschakid, du Schwertarm des gewaltigen Nizar?« fragte er mit untertäniger Miene. »Ich… ich habe dich erst am Abend erwartet.«

»Ich weiß«, antwortete Dschakid kalt. »Das ist der Grund, aus dem ich jetzt schon komme.« Er lächelte, doch seine Hand legte sich bei den letzten Worten demonstrativ auf den Knauf seines Säbels.

»Ich bin unschuldig, o Herr der Heerscharen Nizars. Alles wurde so verrichtet, wie du befohlen hast.«

»Alles?« Dschakid lachte böse. »Und dieser Mann? Robert Craven?«

»Wird sterben!« versicherte Hassan überhastet. »Du siehst, das Opfer ist –«

»Du Narr!« brüllte Dschakid. »Einen Mann wie ihn willst du töten? Du bist nicht mehr als ein Wurm, verglichen mit diesem da! Es wäre deine Pflicht gewesen, uns unverzüglich zu benachrichtigen. Hätte ich nicht auf anderem Wege von der Existenz des Zauberers erfahren, hättest du alles verdorben, du hirnloser Sohn einer räudigen Schakalin!« Er trat dicht an Hassan heran und beugte sich zu ihm herab. »Und was ist mit der englischen Frau?« fragte er lauernd. »Hast du vergessen, daß Nizar verboten hat, Geiseln zu nehmen? Oder Gefangene zu machen, um deines eigenen Vergnügens willen?«

Hassan wurde bleich wie der Tod. Er öffnete seinen Mund, um auf diese Beschuldigung zu antworten, doch Dschakid brachte ihn mit einer knappen Handbewegung zum Schweigen.

»Du kennst Nizars Gesetz! Und du weißt, daß es niemals gebrochen werden darf!« fauchte er. Hassan nickte und sank zitternd auf die Knie.

»Verzeiht, Herr«, wimmerte er. »Ich kenne Nizars Worte. Doch die Schönheit dieses Weibes hat mein Auge geblendet.« Er hob flehend die Hände. Dschakid musterte ihn mit einem verächtlichen Blick.

»So waren deine Augen schuld, daß du Nizars Gesetz gebrochen hast! Es wird nicht mehr geschehen!«

Und noch bevor ich erkannte, was er damit meinte, berührte Dschakid die Rubine auf seiner Brust. Ein grellweißer, nadeldünner Lichtstrahl schoß zwischen seinen Fingern hervor und schlug in Hassans Gesicht ein. Eine grelle Stichflamme verzehrte die Züge des Beduinenfürsten.

Der junge Scheik schrie gellend auf, taumelte zurück und brach in die Knie, beide Hände gegen das Gesicht geschlagen.

Dschakid wandte sich ab und sah die übrigen Beni Ugad mit einem bösen Lächeln an. »Das Gesetz ist heilig. Merkt euch das! Sollte einer von euch wagen, es dennoch zu brechen, so soll ihm das Schicksal dieses Hundes hier als Warnung dienen!« Er versetzte dem daliegenden Hassan noch einen Fußtritt, lachte böse und wollte sich wieder umwenden, bückte sich aber dann doch noch einmal zu ihm herab und zog etwas unter seiner Kleidung hervor. Als er sich aufrichtete, erkannte ich, daß es nichts anderes war als mein Stockdegen, den Hassan mir abgenommen hatte.

Dschakid drehte die getarnte Waffe in den Händen, hielt den taubeneigroßen Kristallknauf ins Sonnenlicht und fuhr bewundernd mit dem Daumen darüber. »Das ist eine gute Beute«, flüsterte er. »Ich spüre die Kraft, die in diesem Stab liegt. Er ist ein Zeichen großer, magischer Macht, das Nizar mit Sicherheit erfreuen wird. Ich nehme ihn als seinen Anteil an der Beute. Oder hast du etwas dagegen, Inglese?«

Ich antwortete vorsichtshalber nicht darauf. Dschakid schob den Stockdegen unter seinen Gürtel und deutete mit einer befehlenden Geste auf Ali und mich.

»Macht sie los«, sagte er. »Wir nehmen sie mit uns. Und die Frau auch!«

»Wozu?« keuchte Ali erschrocken. »Was wollt ihr noch von mir?«

»Das wirst du früh genug erfahren«, sagte Dschakid. »Und nun schweig, ehe ich dir den Mund zunähen lasse!«

Ali widersprach nicht mehr, und auch ich starrte Dschakid nur voller stummer Wut an, was ihn allerdings höchstens zu amüsieren schien. Zwei seiner entsetzlichen Kreaturen lösten unsere Fesseln, während die anderen weiter mit gezückten Schwertern einen Kreis um uns und den sterbenden Hassan bildeten. Der Platz begann sich nun allmählich wieder mit Menschen zu füllen, wenngleich keiner der Beni Ugad den lebenden Leichen näher als auf zwanzig Schritt kam, aber Dschakid schien nicht nur ein sehr grausamer, sondern auch ein sehr vorsichtiger Mann zu sein. Immerhin hatte er gerade vor den Augen dieser Männer ihren Scheik umgebracht. Aber keiner der Beduinen hob auch nur seine Waffe.

Auch nicht, als Dschakids Krieger drei gesattelte Reitkamele

herbeiführten. Auf eines von ihnen wurde Letitia gebunden, die zwar das Bewußtsein wiedererlangt hatte, aber seltsam teilnahmslos dahockte und alles mit sich geschehen ließ. Dann deutete Dschakid mit einer befehlenden Geste auf die beiden anderen Kamele.

»Steigt auf«, sagte er.

Im gleichen Moment kam ein brennender Pfeil herangeflogen und bohrte sich in Hassan Ben Ismails Zelt.

Es ging so schnell, daß nicht einer im Lager überhaupt begriff, was geschehen war, ehe das Zelt nicht in hellen Flammen stand. Dann kam ein zweiter und fast im gleichen Moment ein dritter Pfeil herangesaust; dünne Rauchfahnen hinter sich herziehend, trafen sie die beiden Zelte rechts und links von dem des Scheiks und setzten sie ebenfalls in Brand.

Und im gleichen Moment brach im Lager der Beni Ugad ein unbeschreiblicher Tumult los.

Hunderte von Menschen schrien und brüllten durcheinander, und aus der Menge, die vor Augenblicken noch wie erstarrt dagestanden hatte, wurde ein gröhlender Mob, der kopflos durcheinanderstürmte. Schüsse peitschten. Säbel und Lanzen wurden geschwungen, und Männer rannten zu ihren Pferden und Kamelen. Nur die allerwenigsten kamen auf den Gedanken, die brennenden Zelte löschen zu wollen.

Ich handelte, ohne wirklich zu denken. Blitzschnell fuhr ich herum, versetzte dem lebenden Leichnam, der mich hielt, einen gewaltigen Stoß und schlug gleichzeitig nach Dschakid. Mein Hieb war zu schnell und ohne die nötige Kraft, einen Mann wie ihn wirklich auszuschalten, aber ich trieb ihn doch ein paar Schritte zurück, und das war alles, was ich wollte.

Mit einem verzweifelten Satz zog ich mich auf den Rücken des Kamels hinauf, griff nach den Zügeln und hielt nach Letitia und Ali Ausschau. Der junge Araber hatte ebenso schnell reagiert wie ich und war auf sein Kamel gesprungen, während Letitia noch immer teilnahmslos dahockte und auf das tobende Chaos hinabstarrte, als ginge sie das alles nichts an.

Mit einer verzweifelten Bewegung riß ich das Kamel herum, versuchte es an Letitias Seite zu dirigieren und hörte Dschakid mit überschnappender Stimme Befehle brüllen. Einer seiner lebenden Toten rannte auf mich zu, sprang mit weit ausgebreiteten Armen nach

mir und wurde mitten im Sprung von einem Pfeil getroffen und herumgerissen. Ein zweiter versuchte, mir mit weit ausgebreiteten Armen den Weg zu verstellen.

Ich ritt ihn kurzerhand nieder.

Mehr als ein halbes Dutzend Zelte brannten, als ich Letitia erreichte, und die Flammen griffen rasend schnell um sich. Zudem jagten noch immer Pfeile heran, nicht sehr viele, aber präzise und unglaublich regelmäßig abgeschossen, und machten die ohnehin vergeblichen Löschversuche der Araber vollends zunichte. Letitias Kamel begann zu scheuen, trat wild aus und wich vor mir zurück – und kam dabei in gefährliche Nähe eines brennenden Zeltes.

Aber die lodernden Flammen hielten auch die Beni Ugad nachhaltig davon ab, sich auf Letitia oder mich zu stürzen. Der Stamm war mittlerweile vollends in Panik geraten, denn kaum jemand nahm überhaupt Notiz von uns.

Nicht so Dschakid und seine seelenlosen Kreaturen. Die Stimme des Arabers überschlug sich fast, und seine Krieger rückten in breiter Front auf Letitia und mich zu. Verzweifelt griff ich nach den Zügeln von Letitias Reitkamel, erreichte damit aber nichts weiter, als das Tier noch einen Schritt zurückzutreiben – weiter auf das brennende Zelt zu!

Es schrie vor Schmerz, als die Flammen über seine Hinterläufe leckten, bäumte sich auf und hätte Letitia abgeworfen, wäre sie nicht im Sattel festgebunden gewesen. Ich beugte mich vor, ergriff den Zügel und zerrte mit aller Gewalt daran.

Etwas Hartes, Eiskaltes krallte sich an meinem Bein fest und zerrte daran. Ich schrie auf, fuhr herum und entdeckte einen Mumienkrieger, der mich aus dem Sattel zu ziehen versuchte. Ich stieß nach ihm und trat ihm ins Gesicht, aber das Ungeheuer schien meinen Hieb nicht einmal zu spüren.

Verzweifelt änderte ich meine Taktik. Statt weiter zu versuchen, den Unhold von mir zu stoßen, zerrte ich ihm mit beiden Händen zu mir herauf – und warf ihn auf der anderen Seite des Kamels wieder hinunter, geradewegs in die Flammen hinein.

Er stürzte, blieb einen Moment wie benommen liegen – und richtete sich wieder auf. Sein uralter, zundertrockener Körper brannte wie eine Pechfackel. Aber ich beachtete ihn gar nicht mehr, sondern verwandte mein letztes bißchen Kraft dazu, Letitias bockendes Kamel unter

Kontrolle zu bekommen.

Als ich es endlich geschafft hatte, waren Dschakids Krieger fast heran. Noch drei, vier Schritte, und die Phalanx der lebenden Toten mußte Letitia und mich erreichen und von den Kamelen zerren.

Was ich dann tat, entsprang purer Verzweiflung.

Mit aller Macht riß ich mein und Letitias Kamel gleichzeitig herum – konzentrierte mich ein letztes Mal und schaltete der Tiere Willen aus –

Und zwang sie, geradewegs in die lodernden Flammen hineinzuspringen!

Ich spürte ihren Schmerz wie meinen eigenen, als sie das brennende Zelt niederstampften und die Flammen ihr Fell und ihre Haut versengten. Dann waren wir hindurch, und zwischen uns und Dschakids Kreaturen war das einzige, was diese Ungeheuer aufzuhalten vermochte – Feuer.

Aber unsere Lage hatte sich kaum gebessert, denn statt eines Dutzends lebender Leichen sah ich mich plötzlich einigen hundert durcheinanderstürmenden und schießenden Beni Ugad gegenüber!

Ein Schatten auf einem gewaltigen Reitkamel tauchte neben mir auf – Ali!

Er gestikulierte wild mit den Armen, deutete in die Richtung, aus der noch immer die Pfeile herangeflogen kamen, und schrie etwas, das ich nicht verstand. Aber ich begriff, was er meinte. Instinktiv schlug ich meinem Kamel die Absätze in die Flanken und sprengte los.

Letitias Reittier zwischen uns und tief über den Hals unserer eigenen Kamele gebeugt, jagten wir den Hügeln entgegen, während hinter uns mehr als einhundert Beni Ugad zu ihren Pferden rannten, um die Verfolgung aufzunehmen.

ENDE DES ERSTEN TEILS

## Und in vierzehn

## Tagen lesen Sie:

Inmitten der glühenden Wüste erhob sich wie ein Trugbild des

Schreckens eine finstere Festung, ein Ort des abgrundtief Bösen. Die Gebeine zahlloser Opfer, die im heißen Sande bleichten, zeugten von der Grausamkeit ihres Herrn. Hier herrschte Nizar, der Magier.

Niemand, der ihn sah, hätte in seiner aufgedunsenen Hülle eine solch todbringende Macht vermutet.

Doch Nizar war nicht mächtig; nicht *wirklich.* Keiner seiner angstgepeitschten Untertanen ahnte, daß der große Nizar seine Magie einzig aus dem Rubin bezog, den er um seinen fetten Hals trug. Ein Stein, der ein gefährliches Eigenleben zu entwickeln begann, als ein *echter* Magier die Festung betrat – Robert Craven!

## *Das Auge des Satans*